

Lebensschicksale
artfremd erzogener Zigeunerkinder
und ihrer Nachkommen

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung des Doktorgrades

genehmigt von der

Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät

der Friedrich-Wilhelms-Universität

zu Berlin

von

Eva Justin

aus Dresden



Tag der Promotion: 5. November 1943

Tag der mündlichen Prüfung: 24. März 1943

N 42

1. Berichterstatter: Prof. Dr. Eugen Fischer
2. Berichterstatter: Prof. Dr. Richard Thurnwald
3. Berichterstatter: Dr. Dr. Robert Ritter

Inhaltsübersicht

	Seite
Vorwort	3
Einleitung	6
I. Teil: Historischer Ueberblick	14
II. Teil: Ergebnis der Untersuchungen über die Lebensschicksale 148 artfremd erzogener Zigeunerkinde	
A. Die Abstammung	34
B. Der Beginn der Erziehungsfürsorge	38
C. Die Entwicklung während der Kindheit	46
D. Die Entwicklung der Jugendlichen	75
E. Die Entwicklung der Erwachsenen	82
III. Teil: Die Nachkommen	100
Zusammenfassung	111
Anhang: Erbgeschichte einer Mischlingssippe	121

Vorwort.

Die hier vorgelegten Untersuchungsergebnisse sind nur ein kleiner Teil einer umfassenden Gemeinschaftsarbeit, die unter der Führung und ständigen persönlichen Mitarbeit des jetzigen Leiters der Kriminalbiologischen Institute im Reichsgesundheitsamt und beim Reichssicherheitshauptamt, Dr. phil. Dr. med. habil. R. Ritter, von mehreren Anthropologen und deren kriminalgenealogischen Assistentinnen, meist Volkspflegerinnen, im Laufe von nunmehr 6 Jahren geleistet wurde. Mit besonders erprobten Methoden, die psychologisches Verständnis, große Wendigkeit und Findigkeit voraussetzen — galt es doch die Ueberlegenheit der durch Jahrhunderte erprobten und gezüchteten Ausweichkunst unserer Probanden zu brechen — gelang es ein vollständiges Sippenarchiv aller in Deutschland lebenden Zigeuner zu schaffen.

Was das bedeutet, werden alle die ermessen können, die aus amtlichen oder wissenschaftlichen Gründen mit diesen primitiven Nomaden zu tun haben und zu diesem Zweck nur erst einmal die Personalien einzelner Individuen feststellen wollen. Sowohl der Polizeibeamte als auch der Forscher, der Arzt und der Fürsorger, alle kommen bald zu dem Schluß, daß die verwandtschaftlichen Beziehungen der Zigeuner wohl unentwirrbar sind. Sehr bald werden daher alle diesbezüglichen Bemühungen von ihnen als hoffnungslos aufgegeben. Nur der, der die Möglichkeit hat, nicht nur den einzelnen, sondern Tausende zu überprüfen, wer sich gründlich und ernsthaft mit dem Wesen, der Sprache, den Sitten und Gebräuchen dieses seltsamen Völkchens befaßt, wird erkennen, daß diese „undurchsichtigen“ Familienverhältnisse von den Zigeunern nur für die Deutschen, die „gadji“, verschleiert werden, um sich vor diesen zu schützen. Dann erfährt man aber auch, daß sie selbst sehr genau ihre Sippenzusammenhänge kennen und einen ausgeprägten ertümlichen Familiensinn haben. Schon in früheren Zeiten hat es Zigeunerkenner gegeben, die diese Tatsachen auf Grund

langer Erfahrungen durchschauten und ihre Erkenntnis und ihre Kenntnisse aufbewahrten. Es war daher unsere Aufgabe, diese alten Unterlagen in Archiven und Büchereien herauszufinden und dann die heute lebende Generation ebenfalls zu erfassen und möglichst mit den alten Aufzeichnungen in Verbindung zu bringen. Wochen- oft monatelange Forschungsfahrten im ganzen Reich, die uns auf die Zigeunerlagerplätze, zu verstreut liegenden Baracken und Katen führten, oft aber auch zu wahren Suchfahrten nach Zigeunerwagen nötigten, geduldiges Wühlen in verstaubten Akten der Bürgermeister- und Pfarrämter, der vielen Privat- und Staatsarchive, systematische Durchsicht aller Polizeiakten führten endlich zu dem gesteckten Ziel: der klaren Erfassung und Abgrenzung der in Deutschland lebenden Zigeunerstämme, die heute im Altreich rund 20 000 Individuen umfassen.

Ohne die riesige genealogische Vorarbeit wäre keine wissenschaftliche Bearbeitung dieser fremdrassigen, am ehesten noch mit unpfleglich lebenden Wildbeuterstämmen zu vergleichende Menschengruppe möglich, deren geschlossenes Fortleben durch die Jahrhunderte innerhalb eines hochkultivierten Landes ein einzigartiges Naturexperiment darstellt, durch das die Forschung noch viele Fragen der Rassenbiologie lösen kann. Ehe man aber einen Zigeuner im besonderen anthropologisch oder psychologisch untersuchen und die Ergebnisse dieser Arbeiten verwerten kann, muß man wissen, wer seine Eltern und Großeltern, wer seine Geschwister sind, und zu allererst muß man sicher sein, überhaupt einen Zigeuner vor sich zu haben. Viele sich widersprechende Forschungsberichte oder auch Tatsachenbeschreibungen führen uns deshalb zu falschen Erkenntnissen, weil die Verfasser den grundlegenden Fehler begingen, nicht zwischen echten Zigeunern, zwischen Mischlingen und gar nur „nach Zigeunerart lebenden Personen“ zu unterscheiden.

Aber auch rassenhygienische Folgerungen kann man erst ziehen, wenn man sicher ist, die „Rasse“ als solche auch wirklich erfaßt zu haben.

Die wissenschaftliche Bearbeitung des reichlich gesammelten Materials muß jetzt während des Krieges selbstverständlich weitgehend zurücktreten. Nur die rein praktischen rassenhygienischen und bevölkerungspolitischen Aufgaben können z. Z. bearbeitet werden. So bin ich nun eine der ersten, die zum Schluß ihres Studiums eine Frucht dieses

gemeinsamen Schaffens pflücken darf. Da diese Arbeit nun nicht — wie geplant — in einem gemeinsamen großen Werk über die Zigeuner erscheinen kann, sei es mir erlaubt, auch schon bei dieser kleinen Untersuchung auf das Ganze hinzuweisen, gerade weil es mir bewußt ist, daß ich ohne die gemeinsam vorbereitete Grundlage gar nicht in der Lage gewesen wäre, diese Spezialuntersuchung durchzuführen.

Meinem Lehrer, Herrn Dr. Ritter, möchte ich hier noch einmal meinen verbindlichsten Dank für seine reiche Förderung aussprechen. Möge die Arbeit in seinem Sinne auch ein kleiner Beitrag zur Klärung der Asozialenfrage sein und dem Gesetzgeber eine weitere Unterlage für die kommende rassenhygienische Regelung bieten, die das weitere Einfließen minderwertigen, primitiven Erbgutes in den deutschen Volkskörper unterbinden wird.

Einleitung.

Ueber die Zigeunerfrage und das Zigeunerbastardproblem berichtete vorläufig zusammenfassend Ritter 1940 im Heft I der „Fort-schritte der Erbpathologie und Rassenhygiene“. Ich darf auf dieses Referat verweisen und erspare mir die Wiederholung seiner Ausführungen über Herkunft, rassische Zusammensetzung, Stammesunterschiede, Lebensweise und Verhaltensreaktionen der Zigeuner und Zigeunermischlinge und führe hier nur wörtlich sein auf jahrelanger Beobachtung und Erfahrung beruhendes Urteil über die Erziehbarkeit von Zigeunern an, die das Problem meiner Arbeit war:

„Der Erfolg der behördlichen Maßnahmen der letzten 30 Jahre ist der, daß die Zigeuner in den Städten mehr und mehr von ihrer eigenen Art abkommen, sich zunehmend vermischen und so die Zahl des nichtsnutzigen, asozialen und kriminellen Gesindels vergrößern.

Hand in Hand mit den polizeilichen Maßnahmen ging die Bemühung, die Zigeunerkinder zu schulen. Nach außen hin haben diese erzieherischen Versuche auch wieder zu einer Verwischung der Rassenunterschiede und zur sozialen Verschmelzung mit den untersten Volksschichten geführt. Wesentliche schulische Erfolge werden nicht erzielt. Die Zigeunerkinder erreichen in der Regel nicht das Unterrichtsziel der Volksschule. Ebenso wenig war die Unterbringung der Zigeunerkinder in Waisenhäusern oder Fürsorgeanstalten von nachhaltiger Wirkung. Zigeunerkinder, die eine handwerkliche Lehre durchgemacht haben, üben in der Regel als Erwachsene das erlernte Handwerk nicht aus.

Dort, wo der Mangel an eigenem Antrieb durch fremden ersetzt wird, und dort, wo unbeugsamer Wille hinter ihnen steht, vermögen auch sie Arbeit zu leisten. Am ehesten lassen sie sich für Erdarbeiten, beim Straßenbau, beim Anlegen von Be- und Entwässerungsanlagen verwenden. Neuerdings werden sie auch zur Fabrikarbeit herange-

zogen. Wohler fühlen sie sich jedoch, wenn der Tag in süßem Nichtstun vergeht, wenn sie ihre Kinder um sich haben, wenn sie rauchen, spielen und umherstreuen können in der angenehmen Erwartung, daß ihre Frauen inzwischen Nahrung „holen“, die man dann am Abend gemeinsam verzehren kann. Im ganzen gesehen läßt sich sagen, daß die inländischen Zigeuner in genügsamer Weise ihr Dasein fristen, und daß sie in ärmlichsten Verhältnissen leben. Es fehlt ihnen ihrer Anlage nach jedes Streben und jeder Ehrgeiz.

Viele von ihnen haben ein ausgesprochen musikalisches Talent. Nicht wenige der inländischen Zigeuner sind Musiker und sind in der Lage, sich durch Aufspielen ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Unter diesen finden sich vor allem auch jene Zigeuner, die keine Vorstrafen haben und die nicht als asozial gelten.“

Schon im ersten Jahr unserer Arbeit drängte sich mir immer wieder die Frage auf, ob es denn wirklich nicht möglich sei, Zigeunerkinder, die — nach Ueberwindung ihrer anfänglichen starken Scheu — sich meist als aufgeweckt, lebhaft, schlau und oft als recht anständig und hilfsbereit erwiesen, durch deutsche Schulung und Erziehung ihrem „primitiven Zigeunerleben“ zu entziehen und — wenn auch artentsprechend — nützlich einzusetzen.

Seitdem unsere Arbeitsgruppe im Sommer 1937 wieder einmal acht Tage auf einem kleinen idyllisch gelegenen Rastplatz im Pfälzer Wald bei recht echten Musikerzigeunern gearbeitet hatte, ließ mich der Gedanke nicht mehr los, dieser Frage wissenschaftlich nachzugehen. Damals gingen wir von der Ueberlegung aus, daß es grundsätzlich wohl nicht möglich sein werde, relativ echte Zigeuner zu einer nennenswerten Leistung in unserem Sinne zu erziehen, denn diese Menschen wurden weitgehend durch natürliche Auslese nach ihrer Lebensbewährung als Schmarotzer gezüchtet. In Zeiten harter Verfolgung verstanden geschickte Bettler und Diebe, gerissene Wahrsagerinnen und intelligente Gauner sich am besten durchzuschlagen und sich dem Zugriff der „Weißen“ zu entziehen. Die in dieser Hinsicht weniger Begabten wurden entweder eingesperrt und gehängt und ihre Nachkommenschaft dadurch verhindert oder beschränkt, oder sie paßten sich — vereinzelt — der arbeitenden Bevölkerung an, vermischten sich mit ihr und gingen in ihr unter. Auch in früheren Zeiten waren es immer nur wenige, die sich in Deutschland durch irgendeine Leistung rechtmäßig ihr Brot verdienen konnten, etwa als Musiker oder Korbflechter,

als Kammerjäger oder Puppenspieler. Meist betrieben sie ihre kleinen Fertigkeiten nur gelegentlich und ernährten sich in der Zwischenzeit durch Bettel, Gaukelei oder Diebstahl. Immer wieder hat aber diese Lebensweise mehr oder weniger heftige Gegenmaßnahmen bei dem Wirtsvolk ausgelöst. Die Bemühungen der „Zigeunerplage“ Herr zu werden, waren nun in den letzten 150 Jahren sozialer und fürsorglicher Art. Eine Untersuchung der praktischen Erfolge dieses Versuches schien uns daher für das Wesen der Zigeuner sehr aufschlußreich zu sein. So begann ich mit der Sammlung des Materials.

In den verschiedensten Dörfern und Städten sprach ich mit den Lehrern, die Zigeunerkinde länger oder kürzer unterrichtet hatten.

In einem ländlichen, ganz abseits gelegenen Heim, in dem z. Z. alle württembergischen Zigeunerkinde, die ihren Eltern abgenommen wurden, zusammen mit Jenischen¹⁾ und einem kleinen Teil deutscher Fürsorgezöglinge unter relativ günstigen Umständen aufwachsen, lebte ich sechs Wochen mit den Kindern, führte psychologische Untersuchungen durch und beobachtete sie vor allem in ihren Reaktionen auf die ihnen artfremde Erziehung.

Von sämtlichen Fürsorgeanstalten und Kinderheimen des Reiches ließ ich mir die Namen der Zigeuner melden, die in den letzten 30 Jahren dort erzogen wurden und entnahm aus den erbetenen Akten die Beurteilung ihrer Führung und Entwicklung. Von den Jugendämtern erfuhr ich von einzelnen Zigeunerkindern, die bei deutschen Pflege- oder Adoptiveltern erzogen wurden und werden. Wenn wir nicht selbst die Pflegeeltern aufsuchen konnten, so ließen wir durch die Fürsorgerinnen der Jugendämter das wichtigste an Hand eines Fragebogens klären. Es gibt nur sehr wenige Fälle, in denen Zigeuner in deutschen Familien aufwachsen. Die Gründe dafür sollen später erklärt werden.

Mit der Zeit gewann ich so einen guten Ueberblick und genaue Kenntnisse der Erfahrungen, die man mit jungen und jugendlichen Zi-

¹⁾ Der Ausdruck „jenisch“ ist aus demselben hebräischen Wort (jana = übervorteilen) hervorgegangen wie das Wort Jauner, Gauner. Vgl. Kluge, Rotwelsch I 176.

Ueber die jenische Gaunerpopulation vgl. Ritter, Robert: „Ein Menschenschlag“, erbärtliche und erbgeschichtliche Untersuchungen über die — durch 10 Geschlechterfolgen erforschten — Nachkommen von „Vagabunden, Jaunern und Räubern“.

geunern in Schulen und Heimen machte. Das wichtigste schien mir aber nun zu sein, die spätere Lebensbewährung und das Schicksal solcher in einen fremden Boden verpflanzten Menschen zu verfolgen. Mehrere Hundert der mir bekannten Kinder waren inzwischen erwachsen und mußten sich normalerweise auch schon fortgepflanzt haben.

Wir forschten ihnen nach, erbaten von den früheren und späteren Arbeitgebern Urteile über ihre Arbeitsleistungen und ihre sozialen Beziehungen zu ihren Vorgesetzten, ihren Kameraden und über ihr Verhalten zum anderen Geschlecht. Meist vermittelten Fürsorgerinnen, Pfarrer, Lehrer oder Bürgermeister die Auskünfte. Die fraglichen Fälle und alle vorwiegend sozial angepaßten deutscherzogenen Zigeuner und deren Mischlingsfamilien wurden von mir oder einer besonders eingearbeiteten Volkspflegerin, Fräulein M o s e r , unangemeldet aufgesucht und gesprochen. Die erforderlichen Rücksprachen mit den Arbeitgebern und Nachbarn, auf den Wohlfahrts- und Jugendämtern, bei den Gesundheits- und Polizeibehörden, in den Schulen und Lehrstellen wurden in diesen Fällen von uns persönlich durchgeführt. Bei allen Auskünften wurde auch stets die Glaubwürdigkeit und Urteilsfähigkeit der Aus sagenden berücksichtigt. Manche Vorurteile — positiver und negativer Art — mußten zurückgewiesen werden. Oft war es schwer, einfache, urteilsungewohnte Menschen ihre Beobachtungen formulieren zu lassen. Nicht selten mußten wir auch dem äußeren, unsteten Lebensweg unserer Probanden erst mühsam wochen- und monatelang, vereinzelt auch über Jahre hinaus, nachspüren.

Eine Erleichterung war es da, daß sich in den letzten Jahren die Anfragen vieler Behörden an das Institut nach der Abstammung solcher zigeunerverdächtigen Personen mehrten, die über ihre Sippenangehörigen nicht die geringsten Angaben machen konnten, da sie behaupteten, daß sie im Waisenhaus oder bei Pflegeeltern aufgezogen seien. Oft ließ sich ein solches Nichtwissen als reines Täuschungsmanöver entlarven. Diese Zigeuner führten falsche Papiere und gaben deshalb außer den Namen der Eltern, die auf dem ihnen nicht gehörigen Geburtsschein standen, nichts Näheres über ihre Familie an. Die einfachste Ausrede ist dann natürlich die, daß man von seiner Sippe gar nichts wisse, weil man ja von klein auf bei Fremden gewesen sei. Aber bei manchen ließ sich die Pflegestelle oder der Heimaufenthalt einwandfrei nachweisen, und das war dann meist bei denen der Fall, die auch als Erwachsene stammentfremdet lebten mit Deutschen zusammen, z. T.

auch mit Deutschen verheiratet. Fast ausnahmslos ließ sich ihre Sippenzugehörigkeit dennoch klären. Oft fanden wir ihre Namen schon auf der Stammtafel verzeichnet, aber mit einem Fragezeichen versehen, weil die Eltern oder Geschwister über das Schicksal dieser Verschollenen nicht unterrichtet waren. Hatten wir aber von den nächsten Angehörigen niemanden befragt, so war doch meist durch die weiteren Verwandten bekannt geworden, daß das Kind dieses oder jenes Paares zu Deutschen gekommen sei. Oder es ließ sich durch neue Vernehmungen der vermuteten Sippenangehörigen die fragliche Einreihung in der Geschwisterreihe und damit der Platz auf der Stammtafel finden — falls es wirklich ein Zigeuner war!

Auf diesem genealogischen Wege fanden wir auch den größten Teil der untersuchten Zigeunerkinder als Erwachsene wieder — manchmal erst nach langwierigen Verhören und endlosen Rückfragen. Es ist ja Zufall, wenn die Zigeuner bei der Fortnahme ihrer Kinder gerade einmal ihren richtigen deutschen Namen führen. Die Arbeit wurde auch noch dadurch erschwert, daß die Zigeunernamen der Kinder nur ganz selten in den Heimen oder bei den Pflegeeltern bekannt wurden, denn ohne die Kenntnis ihrer arteilgenen Namen, die die Zigeuner nie wechseln, kann man keine Zigeunergenealogie treiben.

Man kann sich nun vielleicht vorstellen, daß sich im Laufe der Jahre recht umfangreiche Unterlagen ansammelten, die nicht alle in dieser Arbeit Verwertung finden können. Zur Vervollständigung des Gesamtmaterials sind noch viele Erhebungen notwendig, die während der Dauer des Krieges zurückgestellt werden müssen. So mußten auch manche wichtigen Fragen, besonders solche rein psychologischer Art, noch offen bleiben. Da es jedoch ein dringendes Bedürfnis unserer Rassenpolitik ist, endlich einmal dem Fürsorgewesen eine solide Erkenntnisgrundlage für ihre weiteren Maßnahmen den Zigeunern gegenüber in die Hand zu geben, erscheint es notwendig, über denjenigen Teil des Materials, den wir gut übersehen, Bericht zu erstatten und die Untersuchungsergebnisse zu veröffentlichen. Wir glauben, daß die hier vorgelegte Arbeit, die vorwiegend nur die Kinder aus „württembergischen Zigeunerfamilien“ berücksichtigt, das Grundsätzliche überzeugend darlegen kann.

Wie schon von Ritter ausgeführt wurde, leben in Deutschland verschiedene Zigeunerstämme, die sich in ihrer rassischen Zusammen-

setzung erheblich voneinander unterscheiden. Daß sich auch die Kinder dieser einzelnen Stämme in ihren Reaktionen und ihrer späteren Anpassungsfähigkeit nicht gleichen, wird einleuchten, wenn man weiß, daß auch die „zigeunerisch“ lebenden Sippen unterschiedliche Fähigkeiten in bezug auf ihre soziale Eingliederung in das deutsche Volk bekunden. Eine spätere Arbeit soll diese ungleiche Artung, die sich auch bei Erziehungsversuchen zeigte, herausarbeiten.

Zur Untersuchung gerade der in Württemberg lebenden Zigeuner entschloß ich mich aus zweierlei Gründen. Einmal gehören sie zu dem großen Stamm der inländischen seit Jahrhunderten in Deutschland lebenden Zigeuner, den „Sinte“, und haben unter diesen wohl am ausgeprägtesten ihre urtümliche Lebensweise erhalten — trotz großer staatlicher Bemühungen, sie davon abzubringen. Noch gegenwärtig gibt es in Württemberg über 1000 Zigeuner, die durch die Kriegsmaßnahmen wohl an feste Arbeitsplätze gebunden werden — aber doch heimatlos sind. Im Sommer werden sie meist zur Zufriedenheit ihrer Arbeitgeber beim Straßenbau verwandt, aber im Winter haben sie nirgendwo ein Wohnrecht. Ein Dorf schiebt sie dem anderen zu. Bis zu Beginn des Krieges lebten sie eben in ihren Zelten und Wohnwagen und zogen von Ort zu Ort.

Zum anderen bestimmte mich meine gute Kenntnis der württembergischen Zigeunerverhältnisse der letzten 1½ Jahrhunderte zu der Wahl. Ich habe am meisten dort gearbeitet und kenne wohl alle einschlägigen vorzüglich erhaltenen Akten für den genannten Zeitraum, sodaß ich die Erbgeschichte des württembergischen Zigeunerstammes durch 10 Generationen lückenlos übersehe.

Die Frage, ob das hier hauptsächlich vorgelegte Material über die letzten 50 Jahre nicht doch eine negative Auslese darstelle, liegt nahe, und ich habe sie mir am Anfang auch selbst oft gestellt. Natürlicherweise wird man über mißratene Zöglinge zuerst einmal leichter etwas erfahren als über gute oder unauffällige, von deren Existenz man vielleicht überhaupt nichts weiß.

Dazu ist zu sagen: Die Grundlage meiner Arbeit ist die Genealogie. Mit ganz geringen Ausnahmen konnte ich alle gemeldeten Zigeunerkinder auf unseren Sippentafeln bereits eingezeichnet finden — wenn die Identifizierung auch oft aus den oben dargelegten Gründen sehr schwierig war. Das heißt, daß diese trotz ihres Ausscheidens aus dem

Zigeunerverband von den Verwandten doch angegeben wurden. Im Gegenteil war es oft schwer, sozial Entgleiste und auch für zigeunerische Begriffe Abgesunkene, hauptsächlich Prostituierte, sippenmäßig festzulegen, da diese bewußt verschwiegen wurden. Die Zigeuner schämten sich ihrer, sie sind — ihrer Ausdrucksweise nach — „infam“. Dagegen meinten viele, uns damit imponieren oder wohl gar einschüchtern zu können, wenn sie mit ihren „vornehmen“ Verwandten prahlten. Da wird dann allerdings leicht ein vorübergehend angestellter Feldhüter zum Förster, ein Dienstknecht zum wohlhabenden Bauern, ein Polizeispitzel zum hohen mächtigen Kriminalbeamten.

So decken sich die Angaben der Sippenangehörigen fast vollständig mit denen der Heime, Jugendämter und Behörden. Nur zwei der sippenmäßig Bekannten blieben verschollen und nur zwei der von deutscher Seite Gemeldeten, die mit Sicherheit als Zigeuner anzusehen sind, ließen sich bisher genealogisch nicht klären. Aber diese Bedenken bezüglich der Gewinnung eines auslesefreien Materials könnten noch viel grundsätzlicher gestellt werden. Jeder Deutsche würde sich wohl mit Recht entrüsten, wollte man die Erziehbarkeit seiner Volkszugehörigen an der Lebensbewährung seiner Fürsorgezöglinge ablesen. Mit diesem Vergleich soll nur gesagt sein, daß jeder sich darüber klar ist, daß unsere Fürsorgezöglinge doch mehr oder weniger eine negative Erbauslese darstellen. Entweder sind die Kinder selbst mißraten, oder die Eltern sind eben zur Erziehung unfähig und lassen die Kinder verwahrlosen. Sie sind nicht lebensstüchtig, nicht angepaßt an unsere sozialen und leistungsmäßigen Ansprüche. An dieser —letzten Endes rassenmäßig bedingten Forderung — scheitern nun auch nicht einzelne Zigeunerkinder, sondern mehr oder weniger alle Zigeuner. Diejenigen Zigeunerkinder, die in Fürsorgeerziehung genommen werden, sind nicht mehr verwahrlost als ihre Vettern, die bei den Eltern bleiben. Um konsequent zu sein, müßte man für alle Fürsorgeerziehung anordnen. Und tatsächlich ist die ganze positive Behandlung der Zigeunerfrage in den letzten hundert Jahren vorwiegend eine fürsorgerische gewesen. Die instinktive rassische Ablehnung fand nur in mehr oder weniger drakonischen polizeilichen Zwangsmaßnahmen ihren Ausdruck, die sich darauf beschränkten, die lästigen Schmarotzer aus einzelnen Gebieten zu verjagen und sie den Nachbarn zuzuschieben!

So ist es nicht erstaunlich, daß beispielsweise unter den 128 vorwiegend echten Zigeunerkindern Württembergs, die in Fürsorge-

erziehung und Pflege genommen wurden, nur 11 auch nach zigeunerischem Maß verwahrlost sind. Alle anderen sind ganz normale Zigeunerkinder, deren Eltern durch einen Zufall in die Hände der Polizei gerieten. Dieses Schicksal hängt aber von soviel verschiedenen Umständen ab, daß man auch darin keine Auslese zu finden vermag. Wohl wird ein „dummer“ Zigeuner leichter erwischt und deshalb auch eher bestraft als ein gerissener, schlauer, — und ein ganz primitiver, nur nomadisierender wird sein Leben eher durch strafbare Handlungen fristen als ein etwas mehr angepaßter und steterer. Aber diese Siebungsmomente werden durch die Umweltverhältnisse wieder ganz verwischt.

Verschiedene Zeitströmungen, die durch allgemeine Weltanschauungen des ganzen Volkes oder durch die Einstellung führender Persönlichkeiten bedingt werden, haben auch immer eine wechselnde Behandlung der Zigeuner zur Folge gehabt. Besonders abhängig ist der Zigeuner aber immer von dem Gendarm, dem Bürgermeister und dem Landrat seines Wanderbezirks. Die „Gestrengen“ werden natürlich gemieden und die Duldsamen viel öfter heimgesucht. Die Besetzung dieser Posten wechselt aber auch, und wenn ein Gutmütiger einmal zu viel durch die Finger gesehen hat und sein Bezirk deshalb zu einem wahren Zigeunerdorado geworden ist, dann erscheint regelmäßig eines Tages ein anderer mit dem eisernen Besen. Unterschiedlos werden dann alle Zigeuner gefaßt und behandelt. Eine solche Behandlung ist aber seit Generationen immer wieder die gleiche: Die „Ausländer“ und Staatenlosen werden abgeschoben, und von den anderen nimmt man die Erwachsenen für einige Monate oder auch Jahre in Arbeitshäuser — heute in Konzentrationslager — die Kinder aber trennt man gewaltsam von den verzweifelten Eltern und erzieht sie christlich — oder heute sogar nationalsozialistisch, indem man nach den üblichen Fürsorgebestimmungen prüft, ob die Pflegefamilie auch politisch einwandfrei und zuverlässig sei und somit die Aufgaben einer guten Erziehung erfüllen könne. Deutlicher kann wohl nicht die ganze Problematik der Zigeunerfrage gezeigt werden. Es ist nun meine Aufgabe, die Erziehungsbemühungen, deren Erfolge und Mißerfolge objektiv zu schildern und damit einen Weg zu einer art- und rassenbewußten Zigeunerbehandlung zu weisen.

I. Teil.

Historischer Ueberblick.

Abgesehen von den schon in der Einleitung angedeuteten allgemeinen staatlichen Maßnahmen hat es immer wieder einzelne Menschen gegeben, die aus Mitleid oder aus einer Laune heraus sich von dem Liebreiz junger Zigeunerkinder verführen ließen, diese ihren Eltern abzubitten, um ihnen eine gepflegte und oft kostspielige Erziehung und Ausbildung zuteil werden zu lassen. Solche Fälle würden wohl recht häufig vorgekommen sein, wenn derartige Wünsche nicht meist an der übergroßen Liebe, mit der die Zigeunereltern an ihren Kindern hängen, scheiterten. Kein echtes Zigeunerpaar trennt sich freiwillig von seinen Kindern. Lieber nehmen sie die größten Entbehrungen auf sich, als daß sie ihr Liebstes hergeben. Einmal wollte auch ich ein Mädchen von fünf Jahren aus psychologischen Gründen für drei bis vier Wochen mit in meinen Urlaub nehmen. Trotzdem mich die Eltern gut kannten, mir vertrauten und noch drei Kinder hatten, brachten sie es nicht übers Herz, sich von ihrem Jüngsten auch nur für eine solche kurze Zeit zu trennen. Franz Liszt berichtete 1861 in seinem lesenswerten kleinen Buch über „Die Zigeuner und ihre Musik in Ungarn“ in einer so anschaulichen Weise über seine Erziehungsversuche mit einem hochmusikalischen Zigeunerknaben, daß dieser Tatsachenbericht wohl wert ist, wieder einmal neu gedruckt zu werden:

„Es war in Paris, zu einer Zeit wo unsere Gedanken grade nicht sehr mit allen Zigeunern beschäftigt waren, die wir gekannt und gehört hatten, als eines Morgens Graf Sander Teleky bei uns eintrat in Begleitung eines etwa zwölfjährigen, in Husarenjacke und verbrämte Pantalons gekleideten Knaben von schwarzbrauner Gesichtsfarbe, wildwachsenden Haaren, kühnem Blick, einer Haltung als wollte er sämtliche Könige der Welt herausfordern, und mit der Geige in der Hand. „Da sieh,“ sagte der Graf, und stieß ihn an den Schultern auf uns zu, „hier bringe ich dir ein Geschenk!“ Groß war das Erstaunen aller Anwesenden, welche dieser für französische Sitten äußerst befremdender Szene beiwohnten. Unter andren war es Thalberg, der nicht aufhörte mit Fragen in uns zu dringen, was wir denn mit diesem Cadeau anfangen wollten? Auch wir waren nicht minder überrascht, denn wir gedachten längst nicht mehr des einst in Ungarn ausgesprochenen Wunsches, eines jungen Zigeuners habhaft zu werden, der mit Begabung für die Geige eine Fähigkeit zu weiter Ausbildung in sich trüge, jedoch erriethen wir beim Anblick des schmächtigen, nervösen, aber augenscheinlich schon bärbeißigen kleinen Wesens alsbald, daß hier unsrem Verlangen durch einen kleinen Cygan und Landsmann willfahrt worden sei. Der Graf hatte in der That, als er mit

uns zugleich das Land verließ, die Aufmerksamkeit gehabt auf seinen Gütern den besonderen Befehl zu geben, daß, wenn in der Folge ein junger Mensch wie wir ihn während unsres dortigen Aufenthalts vergeblich gesucht hatten, sich finden sollte, man ihn direkt nach Paris zu senden habe, und das schnippische Geschöpfchen, welches er uns heute zuführte, war vor Kurzem auf seinen Besitzungen entdeckt und ihm zugeschickt worden, nachdem man es vorher als Gegenstand einer liebenswürdigen Freundesgabe angekauft hatte.

Wir behielten den Knaben anfangs in unsrer Nähe und fanden ein höchst pikantes Vergnügen darin, die Entwicklung seiner Launen und Triebe in einer für ihn so neuen Umgebung zu beobachten. Sein ganzes kleines Wesen war schon von Stolz beherrscht, der sich unter den verschiedensten Formen besonders durch tausenderlei naive und kindische Eitelkeiten kundgab. Daß er aus Naschhaftigkeit stahl, alles Weibliche ewig umarmen wollte, alle Gegenstände, deren Mechanismus er nicht kannte, zerbrach, waren sehr unbequeme aber natürliche Fehler, die sich wohl von selbst abschleifen mochten; es war indessen nicht leicht damit zu Ende zu kommen, sie nahmen nur eine andere Wendung. Josy wurde bald im Kreis unserer Bekanntschaften ein kleiner Löwe, und seine Privatconcerte erhielten seine Börse in gutem Stand. Das auf solche Weise immer ziemlich reichlich vorhandene Geld wußte er bald mit der Gleichgültigkeit und Disinwoltura eines Magnaten auszugeben. Der vornehmste Gegenstand seiner Aufmerksamkeit war die Eleganz seiner kleinen Person. Seine Koketterie war unglaublich und ging bis zur Ziererei. Schöne Spazierstöckchen, Vorstecknadeln und Uhrketten mußten bei ihm immer abundant und in anständiger Mannigfaltigkeit vorhanden sein. Cravatten und Westen konnten ihm nie genug schreiende Farben bieten und kein Haarkräusler war ihm zu vornehm zum Frisiren und Lockenbrennen. Das Adonisiren war die große Aufgabe seines Lebens. Aber er hatte in dieser Hinsicht einen Kummer, der ihm am Herzen nagte und seine Freuden vergiftete: seine Haut war im Vergleich zu den umgebenden Gesichtern so braun, so gelb! Er bildete sich ein, durch häufigen Gebrauch von Seifen und Parfüms, wie er sie von den beneidenswerthen Besitzern eines brillanten Teints mit so vielem Erfolg angewandt sah, diesem Uebel Abhülfe zu verschaffen und er hörte nicht auf, Ankäufe solcher Art zu bewerkstelligen. Er lief in die bestversesehenen Läden und kaufte alles auf, was ihm zweckdienlich schien. Dabei warf er immer nur Fünffrankenstücke auf den Tisch, denn er war ein viel zu vornehmer Herr, um sich kleines Geld herausgeben zu lassen.

Es wurde bald unmöglich, ihn auch nur im Mindesten zu überwachen, denn er hatte sich bei allen unsren Freunden zum Dandy-Künstler emporgeschwungen. Da wir außerdem unsre Reise nach Spanien vorbereiteten, vertrauten wir ihn Herrn Massart, Professor der Violine am Conservatorium an, welcher uns versprach der Entwicklung seiner erstaunlichen musikalischen Anlagen die ernsteste Sorge zu widmen, während der Vorsteher der Pension, in welche er gegeben ward, seinen Geist und sein Herz zu bilden übernahm. Als wir abgereist waren, bestätigten die Nachrichten über ihn mehr und mehr die Befürchtungen, die wir über das Gelingen des an ihm versuchten Er-

ziehungsplans hegten. Die Musik ausgenommen war es unmöglich, seine Intelligenz irgendwie zu einer geregelten Thätigkeit anzuhalten. Er hatte für Alles was er nicht wußte die unüberwindlichste Geringschätzung und war, ohne es einzugestehen, gründlich von seiner Ueberlegenheit über Alles, was ihn umgab durchdrungen. Er hatte an Nichts Geschmack und interessierte sich als ein ächter Wilder nur für seine Vergnügungen, seine Geige, seine Musik.

Als Graf Teleky ihn uns in seinem ungarischen Zigeunerkostüm übergeben hatte, war er noch mit seiner angestammten Geige versehen. Auf dem so gut es eben ging zusammen geleimten und mit eher zum Erhängen als Spielen tauglichen Saiten bezognen Brettchen musicirte er schon damals mit einem merkwürdigen Aplomb und unvergleichlichen Feuer, die klingendsten Frischkas. Es fehlte ihm nicht an Leichtigkeit, er spielte sehr gern und konnte Stunden damit verbringen halb nach dem Gehör, halb improvisirend zu streichen und mischte dabei nur sehr unwillig Motive ein wie sie unter uns im Schwang waren. Diese kamen ihm meist fad und läppisch vor. Nur für eine Melodie, welche er manchmal von uns auf dem Piano gehört hatte, war er sehr eingenommen und regalirte sein Publikum damit, indem er sie in seiner Weise auf eine so drollige Art herausstaffirte, daß er nie verfehlte, einen vollständigen Erfolg der allgemeinsten Heiterkeit zu erringen. Sobald er aber zu studiren angefangen, bewies er eine Unfolgsamkeit, mit der nicht auszukommen war. Niemand konnte ihn überreden, daß seine gewohnten Manövers nicht unendlich viel schöner seien als Alles, was man ihm beibringen möchte und er lebte der innersten Ueberzeugung, daß er ein Opfer barbarischen Zwanges sei, so oft sein Lehrer nur im geringsten Miene machte, sich nicht von ihm belehren zu lassen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß man uns bald schrieb: Josy werde größer, aber er ändere sich nicht, mache keine Fortschritte und es sei unmöglich, etwas mit ihm aufzustellen. Unsre Partheilichkeit wollte dennoch in den Zickzackbriefen, die er uns übersandte und die ganz den Stempel orientaischer Emphase an sich trugen, einen Beweis seines Fleißes bemerken. Um ihn eher wieder zu sehen, ließen wir ihn uns entgegen nach Straßburg kommen. Im Augenblick, wo wir dort anlangten, dachten wir gar nicht an ihn. Als wir aber den Wagen verließen, fühlten wir plötzlich die torturartigsten Händedrücke und wurden unter den Umarmungen eines jungen Unbekannten fast erstickt. Es kostete uns einige Augenblicke Besinnen, um unsren kleinen Cygan der Steppen, den jungen Wildfang, in diesem nach Pariser Mode elegant gekleideten jungen Gentleman wieder zu erkennen. Nur die gekrümmte Nase, die asiatischen Augen und der, trotz allen Oelen und Cosmetiques von Frankreich, dunkle Teint Jozsy's waren dieselben geblieben. Und sein Selbstbewußtsein auch! denn als wir ihm überrascht zuriefen: „Ei, Jozsy! Du siehst ja aus wie ein junger Herr!“ antwortete er ganz unverdutzt und mit der Miene eines Hidalgo: „Ich bin ja auch einer!“ Er bewahrte im neuen Anzug seinen üppigen Redestyl und die Grandezza seiner Geberden. Fortan wurde es uns schwer, länger die Täuschung zu hegen, diese zähe Zigeunernatur in den

Schranken des socialen Lebens und auf fest vorgezeichneter Bahn zurück-zuhalten.

Wer aber den Erfolg lebhaft gewünscht hat, steht nicht sobald davon ab. Wir dachten uns, daß vielleicht einen den Feldern und Bergen nähere Umgebung einen besonderen Einfluß auf ihn üben würde. Wir sandten ihn nach Deutschland an den Fuß des Schwarzwaldes zu einem ganz vortrefflichen Musiker, Herrn Stern, zur Zeit Violinist in der Kapelle Sr. Hoheit des Fürsten von Hohenzollern in Löwenberg. Er konnte nirgends in bessern Händen sein. Wir setzten noch einige Hoffnungen darauf, daß dieser Aufenthalt, der ihn der Natur wiedergäbe und ihn den Miasmen einer großen Stadt, den Gefahren neuer Korruptionen als Zuwachs seiner von Natur wenig tugend-samen Anlagen entzöge, vielleicht noch zu seinem bessern Gedeihen beitragen könne.

Einige Zeit darauf befanden wir uns in Wien. Wir hörten von einer neu-angekommenen Zigeunerbande und gingen eines Abends in den Gasthof zum Zeisig, um einmal zu sehen, ob es der Mühe werth sei, sich näher mit ihnen zu befassen. Keiner von uns dachte entfernt daran, hier die Spur eines bekannten Gesichts wieder zu finden und alle Welt war deshalb über die sichtliche Bewegung erstaunt, welche unser Eintritt hervorrief. Plötzlich kam ein schlankgewachsener junger Mensch aus der Gruppe auf uns zu, stürzte zu unsren Füßen nieder und umfaßte unsre Kniee mit den leidenschaftlichsten Geberden. In demselben Augenblick waren wir von der ganzen Truppe umgeben und man überhäufte uns ohne Weiteres mit Handküssen, mit Dank-sagungen, mit tausend Ausdrücken der Erkenntlichkeit, von denen wir keine Sylbe verstanden. Mit vieler Mühe erlangten wir endlich die Aufklärung, daß jener, der mit enthusiastischem Eljen Liszt! sich vor uns niedergeworfen, der ältere Bruder Jozsy's sei. Er hatte sich schon bei unsern Leuten erkun-digt und erzählte nun prahlend und schluchzend alle Wohlthaten, die wir dem armen verkauften Knaben erwiesen hätten, was ihn übrigens nicht dran ver-hinderte sogleich, wenn auch nur schüchtern, darauf anzuspielen, daß er ihn gern wiedersehen und wieder haben möchte. Da wir denn von den letzten Nachrichten seines neuen Lehrers durchaus nicht befriedigt waren und die Hoff-nung aufgaben, einen denkenden Künstler aus Jozsy zu machen, so wider-strebte uns der Gedanke, einer Organisation Gewalt anzuthun, welche nun einmal die Temperatur unsrer Gesellschaft nicht vertragen konnte. Wir fühlten Skrupel, einem rebellischen Willen Zwang aufzuerlegen und machten uns ein Gewissen daraus, den Zweig vom Stamme zu trennen. Konnten wir dafür stehen, daß die europäische Welt ihm etwas Besseres zu bieten habe als die Freuden der Natur, gegen die sie ihn vielleicht unempfindlich gemacht hätte?

Wir ließen ihn nach Wien kommen, damit er, wenn es sein Wunsch wäre, sich mit den Seinigen wieder vereinen könne. Sein Entzücken bei ihrem Wiedersehen war unendlich und man konnte fürchten, er möchte närrisch werden. Wenn er sich auch aus Eitelkeit eine andere Haut gewünscht hatte als die seiner Race, so bewies er doch jetzt, daß er diese selber nicht ver-

läugnete. Kaum hatten sie sich wieder gefunden, so verschwand Jozsy und die Bande aus der Stadt, um dem Vater des Stammes das verlorne Kind wieder zu zeigen. Nach seiner Rückkehr war Jozsy unerträglicher als je und bat uns unter den heftigsten Dankbarkeitsbezeugungen, sogleich und für immer zu seiner Horde zurückkehren zu dürfen. So trennten wir uns denn, nachdem seine Börse durch eine kleine Sammlung nochmals gefüllt worden war. Freilich wurde sie durch einen monstruösen Schmaus alsbald wieder leer, den er trotz dem Abschiedsfest, welches wir ihnen veranstalteten, seinen Brüdern gab.

Wir haben nie erfahren, was später aus diesem widerhaarigen Schüler geworden ist. Werden wir ihn vielleicht einmal am Saum eines Waldes, mit der Geige in der Hand, rauchend oder träumend wiederfinden?

Diese Frage wurde uns seit dem Erscheinen der französischen Ausgabe dieser Blätter ebenso unvermuthet als erfreulich beantwortet, und zwar durch Jozsy selber, dessen Brief nebst unsrer Antwort an ihn wir unsern Lesern nicht vorenthalten wollen:

Debrezin am 30ten December 1859.

Euer Hochgeboren!

Aus Anlaß dessen, daß ich zunächst in der hierländischen Sonntagszeitung vom 25ten d. M. einen Auszug aus Ihrem Tagebuche unter dem Titel „Der Zigeuner Jozsi“ gelesen hatte, in dessen Inhalte Euer Hochgeboren das mit mir vor 13 Jahren vorgegangene Bewandniß so treu schildern: erlaube ich mir mein Gegenwärtiges hiermit ehrerbietigst an Euer Hochgeboren zu richten. —

Indem ich jetzt als ich bereits verheurathet und Familienvater bin, im Besitze eines ruhigen Gemüthes und reinen Menschen-Verstandes mit Wehmuth darauf denke, daß ich in meiner Jugend das Glück hatte unter Euer Hochgeboren Schutze und Protektion stehend, in die große Welt eingeführt, und in der Kunst ausgebildet zu werden, allein diese durch meine damals unverbesserliche Verdorbenheit und Fremdheit zu Alles was Edel, Erhaben, und Kunst ist: Ihnen unmöglich geworden, und Sie auf mein Eigenes, und meines Bruders Ansuchen mich reichlich belohnt — als einen für die Kunst nicht mehr heranzubilden möglichen schlechten Zigeuner-Burschen wieder in meine Heimath entließen.

Jetzt sehe ich ein, daß ich meine Zukunft — mit einem Wort — begraben habe. — Dieß ist aber schon unabänderlich.

Allein als Sie laut dem Schlusse ihrer Verständigung in ihrem Tagebuche von mir noch etwas zu hören wünschen, so ergreife ich diese Gelegenheit und bringe Ihnen unterthänigst zur Kenntniß, daß ich hier in Debrezin in meiner Heimath als ordinärer Zigeuner in der Kapelle diene, unter meine Genossen zwar, und auch vom Publikum geachtet bin, weil ich meine Violin auch jetzt noch ziemlich spiele. Auch ich habe eine hiesige Zigeunerin vor drei Jahren geheurathet und bereits einen Sohn im vorigen Jahre gewonnen, welchen ich auf Ihren Werthesten Namen Franz taufen ließ, und war so frei Euer Hochgeboren zum Gevatter zu wählen; und wir den Tauf mit einer lebhaften Unter-

haltung den ferne im Auslande weilenden Gevatter mit hochgeschwungenen Bechern begrüßend abgehalten haben. —

Indem ich nun zu dem bevorstehenden Neuen Jahre Euer Hochgeboren viel Glück und ein langes Leben mit Gesundheit wünsche ist mir ihre wertheste Erinnerung in meinem Herzen eingepägt, und bewahre das von Paris mitgenommene Hochdero Portrait in meiner armen Behausung so lange ich lebe, und später auch meine Nachkommenschaft als Heiligthum.

Mit tiefster Hochachtung geharend

Euer Hochgeboren unterthänigster Diener

S a r a i J o s e f

oder der Zigeuner Jozsy

in der ersten Musik Kapelle des Boka Karol.

Lieber Jozsy !

Selten hat mich ein Brief so angenehm überrascht und herzlich erfreut wie der Deine. Ich sage Dir einstweilen meinen besten Dank dafür, indem ich mir vorbehalte, Dich gelegentlich in Deiner Heimath Debresin zu besuchen.

Fast möchte ich Dich darum beneiden, daß Du der civilisirten Ausbildung und Musikmacherei, ihren Einschränkungen und Abstumpfungen, entwichen bist. Ihr Zigeuner habt noch frischen, unmittelbaren Genuß am Leben; euer Musiciren ist frei und heiß, wie das Wallen Eures Blutes. Kein Schwätzen und Schmieren der Pedanten, Klügler, Kritiker, und der ganzen nichts-heißenden Sippschaft kann Euch beikommen; mit Eurem Fidelbogen erhebt Ihr Euch über alles Elend der Welt und spielt es trotzend hinweg.

Ja, mein lieber Jozsy, Du hast wohlweislich daran gethan, Dich nicht in Concertsälen herumzuplacken, und den blassen sauren Ruhm eines gediegenen Violinisten zu verschmähen. Als Zigeuner bleibst Du Dein eigener Herr, und bist nicht darauf angewiesen, (wie dies der Fall jetzt ist bei den civilisirten Künstlern) andre Gesellen um Entschuldigung und sogar um Verzeihung zu bitten, wenn Du etwas ordentliches geleistet! —

Grüß mir bestens Deine Frau und laß' es Dir angelegen sein, sie recht glücklich zu machen. Sehr herzlich ist es von Dir, daß Du mich zum Taufpathen Deines Kindes gewählt hast. Ich will den Ferencz besonders lieb gewinnen und ihm nächstens eine kleine Geige als Spielzeug zuschicken, — durch Remyeni (einen vortrefflichen und glänzenden Zigeuner in Partibus) der Ende dieses Monats in Pesth zu concertiren beabsichtigt. Dein Junge soll sogleich auf der Fidel hin und her trillern, so daß ihm der Fingersatz frühzeitig geläufig wird.

Empfehle mich dem Meister Boka, dessen nähere Bekanntschaft mir sehr angenehm sein soll, und sei versichert, lieber Jozsy, daß ich Dir stets verbleibe aufrichtig wohlgewogen und freundlichst

F. Liszt.

Weimar, den 14ten Januar 1860.“

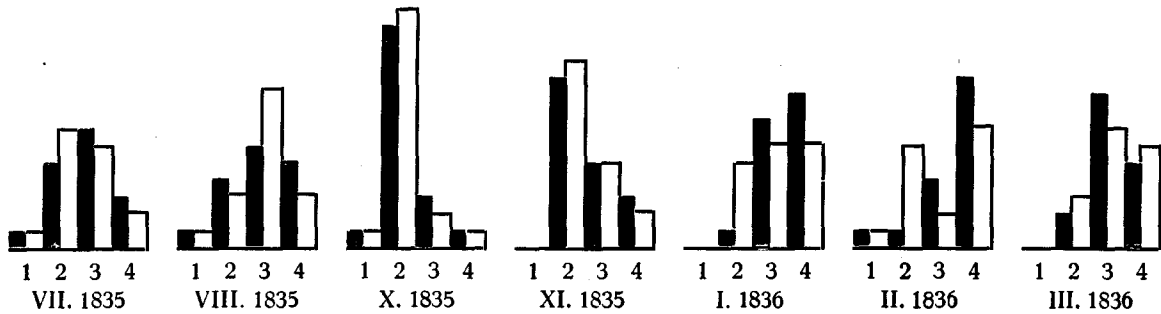
Solche einzelnen Beispiele lassen sich in früheren Zeiten noch etliche finden. Es mag dieses aber hier — als das eindrucksvollste — genügen, da ein allgemein gültiger Schluß aus solchen Einzelbeobachtungen nicht gezogen werden kann. Ehe wir uns nun ganz den württembergischen Zigeunerverhältnissen zuwenden, soll noch über die Entwicklung der Kinder bei dem in Deutschland einzigartigen Erziehungsversuch der Berliner Missionsgesellschaft in Friedrichslohra berichtet werden²⁾.

Die westfälische Regierung versuchte am Anfang des 19. Jahrhunderts mit einem Erlasse, der allen Umherziehenden feste Wohnsitze anwies, der Zigeunerplage Herr zu werden. Diese wurde aber dadurch nicht geringer. Die ansässige Bevölkerung kam nur noch mehr mit den Zigeunern in Berührung. Das führte wieder zu neuen Mißständen. Im Winter haustea sie nun dicht zusammengedrängt und „gänzlich unbedeckt“ in unbeschreiblich schmutzigen und zerfallenen Häusern, „um dann alle im Frühjahr wieder in die nahen Wälder zu ziehen, wo sie vor abgelegenen Dörfern und Schäferereien ihr Lager aufschlugen und die Umgebung in Unruhe versetzten“. Einige waren Marionettenspieler, andere Musikanten, die zu Hochzeiten und an den Markt- und Festtagen aufspielten. Mehr oder weniger verdienten sie aber ihren Lebensunterhalt durch Bettel und Gaukelei. Der Berliner Missionsverein nahm sich nun dieser „Heiden“ an, die „zwar der kath. Kirche angehörten, aber doch ganz unwissend wie das Vieh dahin lebten.“ Sie sollten „durch Arbeit und Lehre, durch Gebet und Beispiel der christlichen Sittigung zugeführt werden“.

Mit erheblicher staatlicher Unterstützung wurde 1831 in Friedrichslohra ein „Sittigungshaus“ errichtet, in dem neben dem nötigen Unterrichtsraum für 22 schulfähige Kinder, auch einige Zigeunerfamilien und 11 Zigeunerkinder Unterkommen fanden. Geleitet wurde das Haus von einem wackeren einfachen Manne, namens Blankenburg, der sich zusammen mit seiner Frau aufs wärmste der Zigeuner annahm.

Bald aber mußten sie erfahren, daß die Alten „von ihrem tiefeingewurzeltten Hang zum umherstreifenden, liederlichen Leben“ nicht abzubringen waren und das ganze Unternehmen als eine Versorgungsanstalt ansahen. Alle Hoffnungen setzte man nun auf die Kinder, die

²⁾ Die Unterlagen fanden sich in den Akten des Vereins, die wir noch in Archiven in Berlin und Naumburg aufdeckten, und den „Beiträgen zur Kenntnis der Deutschen Zigeuner“ von Pischel 1894.



■ Fortschritte in der bürgerlichen Bildung □ Fortschritte in der christlichen Bildung

- 1 keine, unbemerktbar, rückwärts
- 2 ungenügend, gering, bemerkbar, kindliche
- 3 geht an, besser als im vorigen Monat, so ziemlich mittelmäßig, zur Zufriedenheit
- 4 gut, recht gut, sehr gut.

gute Fortschritte machten. Aus dem Jahre 1835 konnten wir noch sieben Monatsberichte in den Missionsakten finden, die aus der ersten Zeit stammen, in der bis zu 20 Kinder im Hause untergebracht waren und so getrennt von den Eltern erzogen wurden. Da die Alten sich

sehr schlecht aufgeführt hatten, wurden sie herausgesetzt. Auch störten sie die Erziehung der Kinder, da sie „diesen ständig etwas zusteckten und diese so den Erziehern fremd blieben.“

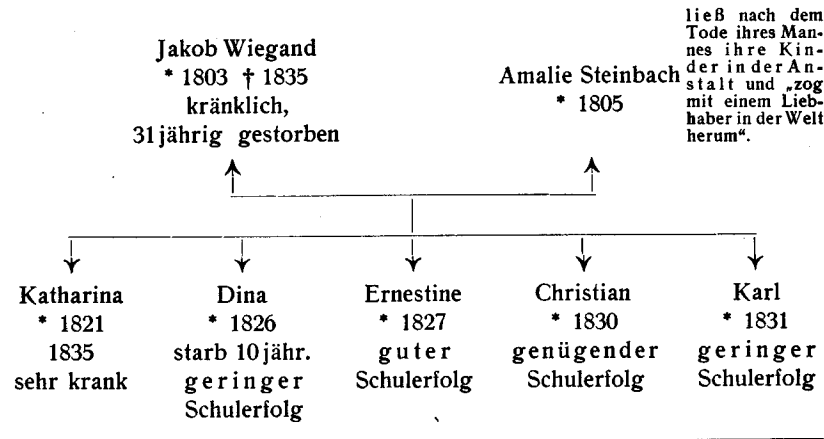
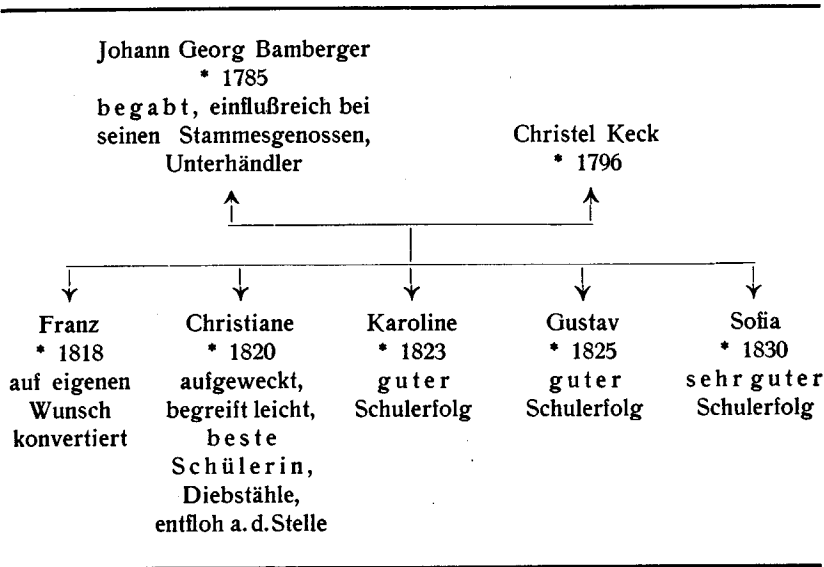
Zur Unterstützung der Eheleute B l a n k e n b u r g wurde noch ein zweiter Lehrer herangezogen. Diese beurteilen jeden Monat die „Fortschritte in der christlichen und bürgerlichen Bildung“ der Kinder.

Die kleine Darstellung zeigt sehr deutlich die günstige Entwicklung während eines dreiviertel Jahres. Im 3. Monat stiegen die „geringen“ Fortschritte noch einmal sehr an, da die drei ältesten Zöglinge in eine Erziehungsanstalt zur Weiterbildung abgegeben wurden und vier neue dazu kamen. Bezeichnenderweise lassen dadurch auch viele andere in ihren Leistungen nach. Die Krise ist aber bald überwunden und die Fortschritte steigen ganz erstaunlich bis zum Februar an, wo der größte Teil seine Lehrer mit guten und sehr guten Erfolgen erfreut. Im März scheint dann der erste Frühlingswind die Aufmerksamkeit und den bürgerlichen Eifer wieder gestört zu haben. Der christliche ist wohl nicht zufälligerweise fast immer hinter dem anderen zurückgeblieben. Aus den Briefen des Erziehers erkennt man dessen echte Frömmigkeit, seinen geraden, lautern Charakter und eine große Güte, die er „seinen Kindern“ entgegenbrachte. Ein solcher Mann gab sich wohl nicht mit dem Auswendiglernen von Sprüchen und Liedern zufrieden. Religiöses Gefühl läßt sich aber nicht so leicht entwickeln wie intellektuelle Fähigkeiten und die Gewohnheit für Ordnung und Reinlichkeit.

Man muß sich darüber klar sein, daß wir hier nur die Fortschritte von 16—20 Zigeunerkindern während eines dreiviertel Jahres beobachten können, und daß diese Kinder auch noch in einem Alter von 6—14 Jahren waren, was nach anderen Erfahrungen gerade bei Zigeunern eine ganz erhebliche Schwankung in den Leistungen und der Bildungsfähigkeit verursacht. Daß die Urteile der Lehrer aber durchschnittlich doch den wirklichen Begabungen entsprochen haben müssen, beweist die Genealogie.

Zeichnet man sich nämlich die sippenmäßigen Zusammenhänge der damaligen 90 Zigeuner (einschließlich ihrer Kinder) auf und trägt die lebensgeschichtlichen Daten, die aus den Akten zusammen getragen wurden, und die Erziehungserfolge der einzelnen ein, so sieht man, daß sich beides ergänzt und daß es ausgesprochen begabte Familien, ebenso deutlich minderwertigere und unauffällig mittelmäßige meist „geflich-

tete“ Sippen gab. Nur zwei kleine Tafeln sollen hier das Gesagte aufweisen.



Daß bei den sozial Anpassungsfähigen gelegentlich die Rückschläge naturgemäß sich stärker auswirken als bei denen, die sich von Anfang an allem entziehen, darf nicht verwundern. Wie wir an Tausenden von Zigeunern beobachten konnten, haben die Begabteren im Durchschnitt nicht nur die Möglichkeit, sich besser einzufügen, sondern auch die

Fähigkeiten, uns erheblich mehr zu schädigen als ihre „dümmeren“ anspruchslosen Brüder. So war es allein auf Georg B a m b e r g e r s Versehen und seinen Einfluß unter seinen Stammesgenossen zurückzuführen, daß die Zigeuner ihre große Furcht vor B l a n k e n b u r g aufgaben und anfangs willig auf seine Wünsche und Lehren eingingen. Später, als zwei Kinder des B a m b e r g e r in die Anstalt sollten, wußte er geschickt zu intrigieren, um sie zurückzuhalten. So schlau war er allerdings nicht, daß man nicht doch dahinter kam. Seine Tochter Christiane war die einzige, die bei ihrer Flucht der Dienstherrschaft noch vieles stahl, nachdem sie schon vorher einiges „mitlaufen“ ließ. Sie war B l a n k e n b u r g s „beste Schülerin“ gewesen.

Auch zeigte sich in dem dreiviertel Jahr, daß keines der Kinder bildungsunfähig war. Auch die schlechtesten hatten gelegentlich Erfolge. Einige versetzten ihre Lehrer aber durch ihr aufgewecktes Wesen, ihren Eifer und Fleiß in helle Begeisterung.

Als die Alten immer aufsässiger wurden, verfügte die Regierung, daß die älteren Kinder ganz deren Einfluß zu entziehen seien. Sie wurden in das Martinstift nach Erfurt überwiesen. Von dort kamen vier in Dienststellen. Die Alten verwarhte man einige Zeit in Arbeitshäusern.

Die gewaltsame Trennung von ihren Kindern verbitterte die Eltern aber erst recht. Sobald sie entlassen waren, setzten sie alles daran, diese wieder zu bekommen. Der größte Teil wurde nach und nach entführt. Einige der Kinder liefen auch selbst weg. Zwei Mädchen verließen heimlich ihre Dienststellen. Die eine war die oben erwähnte Christiane, die später eingestand, „52 Gegenstände“ gestohlen zu haben. Auch „ein Jüngling kehrte seinem Damastweber-Meister den Rücken und konnte nicht mehr eingefangen werden“.

Schließlich machten die Zigeuner der Regierung so viel Scherereien, daß diese sich entschloß, „denjenigen Eltern, welche nachwiesen, daß sie sich ansässig gemacht hätten, redlich ernährten und ihre Kinder zu unterhalten imstande seien, diese aus den Anstalten zurück erhalten sollten. Demzufolge wurden im März 1837 auf Veranlassung des Landrats vier Kinder teils einem ansässigen Marionettenspieler, teils einem als Fluraufseher angestellten Zigeuner verabfolgt, worauf diese unter triumphierendem Geschrei mit den Kindern in die Schenke zogen und ihnen Branntwein bis zur Betrunkenheit verabreichten. Der Unfug

wurde zwar der Regierung gemeldet, die verfügte Ablieferung der Kinder aus der Anstalt war aber nicht zu verhindern“.

1837 wurde die Anstalt aufgelöst. Es blieben nur noch drei jüngere Kinder übrig, deren Vater gestorben war und deren liederliche Mutter mit einem jungen Zigeuner in der Welt umherzog. Es war dies die wenig begabte Geschwisterreihe, die oben dargestellt wurde. Zwei 24jährige Mädchen dienten 1839 noch als Mägde. Man war mit ihnen zufrieden. Der Leiter des Martinstiftes schrieb: „Sie sind in jeder Hinsicht die Besten gewesen und sind es geblieben.“ Bei der einen vermuten wir deutschen Einschlag, die andere muß wohl „echt“ gewesen sein. Sie war die älteste ihrer vier gut begabten Geschwister, die von den Eltern entführt wurden.

So scheiterte dieser Erziehungsversuch innerhalb von acht Jahren. Die Zigeuner lebten wieder nach ihrer Art. Ihre Nachkommen sind heute genau so zigeunerisch wie ihre Vettern, deren Vorfahren nicht in Friedrichslohra gebildet wurden. Man verhehlte sich nicht, daß die größte Schuld daran die Unverbesserlichkeit der Zigeuner traf, „die die Aufnahme, Ernährung und Erziehung ihrer Kinder in der Anstalt für einen Eingriff in ihr Recht hielten, diese Kinder nach ihrer Art selbst, d. h. zu Gaukelei, Betteln, Stehlen und vagabundierendem Leben zu erziehen“. Dazu wurde ihr Widerstreben noch durch die katholische Kirche unterstützt, die dem Wirken des evangelischen Vereins sehr beunruhigt zugesehen hatte. Pischel und Heister³⁾ aber glaubten den Keim des Mißlingens vor allem in der Anstaltserziehung zu erkennen, die die Kinder gegen ihren Willen von den Eltern trennte und ihren Freiheitsdrang so gewaltsam unterdrückte.

In Württemberg faßte man zur selben Zeit die Aufgabe, die Zigeuner „zu nützlichen Staatsbürgern zu schaffen und zu bilden“, etwas anders an⁴⁾. Man konzentrierte sie nicht, um dann den einzelnen Beamten gegen die geballte Widersetzlichkeit anlaufen zu lassen, sondern verteilte sie im ganzen Königreich so, daß je nach Kopffzahl der Familie und Größe des Oberamtes möglichst zwei Oberämter nur

³⁾ Pischel, s. 2, S. 21. — Heister, Carl: „Ethnographische und geschichtliche Notizen über die Zigeuner“, Königsberg 1842.

⁴⁾ Die Unterlagen wurden aus zahlreichen Akten des Ludwigsburger Staatsarchivs über Zigeuner und Vaganten erarbeitet. Weitere Angaben sind dem „Abriß des Gauner- und Bettelwesens in Schwaben“ entnommen worden. Stuttgart 1793.

von einer Familie betroffen wurden. Dabei mußte besonders berücksichtigt werden, daß die zunächst verwandten Familien immer am weitesten auseinander kamen. Die Amtspfleger dieser Oberämter sollten für ein Unterkommen sorgen und — falls erforderlich — für eine gewisse Summe jeder Zigeunerfamilie ein Häuschen erbauen und den nötigen Hausrat anschaffen. Auch hatte möglichst jede Gemeinde gegen eine Entschädigung einige Morgen Land abzugeben. „Diejenigen, die schlechterdings kein Bauerngewerbe treiben könnten, sollten in nützlichen Handreichungen unterrichtet werden.“ Die Wandergewerbe-patente wurden nur unter sehr einschränkenden Voraussetzungen gegeben und hatten auch jeweils nur eine Gültigkeitsdauer von einem halben Jahr. Kinder unter 18 Jahren durften auf keinen Fall ihren Vater auf der Reise begleiten, und wenn dieser Kinder unter 14 Jahren hatte, dann mußte auch die Ehefrau zu Hause bleiben. Denn die Kinder sollten regelmäßig die Schule besuchen, besser aber noch möglichst frühzeitig in Waisenhäuser genommen oder von gewerbetreibenden Menschen erzogen und angelehrt werden.

So hoffte man „bei menschenfreundlicher Behandlung allmählich ihre Sprache, ihre Gewohnheiten, Neigungen und Fehler ausrotten zu können“. Der Hauptzug des Zigeuners sei „Stolz, Trägheit und Ueppigkeit. Er habe einen hellen Verstand und sei äußerst verschlagen, besitze aber viel Dankbarkeit. Seine Lebensweise sei sorglos, unstet und an keine Ordnung sich gern bindend. Er liebe mehr tändelnde als anstrengende Arbeit. Wenn er weder durch Bettel oder seine unbedeutenden Arbeiten, durch seine Wahrsagerei oder durch Stehlen so vieles erwerbe, um sich und seine Lüste zu sättigen, leide er lieber den bittersten Mangel, als sich zu schwerer Handarbeit, besonders des Bauernstandes zu bequemen.“ Auffällig sei ihre unbegrenzte Kinderliebe.

Man ging sogar so weit, ihnen die Heiratserlaubnis nur unter bestimmten Voraussetzungen geben zu wollen. Diese waren:

1. ein vollkommen gutes Prädikat,
2. eine erlernte Profession,
3. die Verehelichung mit keiner Zigeunerin oder Zigeuner,
4. ein Vermögen von wenigstens 150 Gulden.

Nur dann sollte die Einwilligung zur Verehelichung mit Zigeunern gegeben werden, „wenn diese über die angeführten Punkte hinaus, beide

den unbescholtensten und fleißigsten Lebenswandel nebst einem bestimmten Nahrungszweig nachzuweisen imstande wären“.

Man hatte eben in Württemberg mit „dieser Race“ schon früher sehr schlechte Erfahrungen gemacht, die noch nicht vergessen waren. Nicht nur die Jenischen, die Vagabunden und Jauner bildeten im 18. Jahrhundert Räuberbanden, auch Zigeuner hatten sich unter der Führung eines Mischlings zusammengerottet und ihr Unwesen betrieben, abgelegene Höfe und Schlösser überfallen und vornehmlich Juden auf das grausamste beraubt und geplündert.

Schließlich vereinigten sie sich aber. Ein Zigeuner, artfremd erzogen, hatte gegen die Stammesgesetze verstoßen. Es war Toni Pfisterer, der nach der Hinrichtung seines Vaters 1767 in Rottweil von seinem 14. Lebensjahr an sorgfältig bei Deutschen gebildet wurde. Man hatte ihn „zum Schusterhandwerk angehalten, nach Endigung seiner Lehrjahre mit allem nötigen reichlich versehen auf die Wanderschaft geschickt und ihm, wenn er zurückkommen würde, das Bürger- und Meisterrecht zu Rottweil versichert. Auf seiner Wanderschaft hatte er das Glück, im Kloster Allerheiligen als Kloster-Schuster angenommen zu werden, wo er nach allen Teilen aufs beste versorgt war. Aber alles umsonst! Der Zigeuner erwachte in ihm, und er entwich mit einer Zigeunerin nach Preußen. Schlug sie, da sie schwanger war, auf den Tod, hängte sich dann an eine andere, die er auch bald wieder verjagte, und entführte endlich dem Wenzel die Mantua, wofür er mit dem Leben büßen mußte“. Denn Wenzel war der Stiefbruder des Räuberhauptmanns Johann Nikolaus Reinhardt, des Hannikel. Beide hatten den Toni mit glühendem Haß verfolgt, bis sie ihn nach sechs Jahren aufspürten und grausam zu Tode marterten. Darauf schwuren die Anhänger des Toni und der Mantua dem Hannikel Rache. Sie boten der Württembergischen Regierung ihre Dienste an, um diesen und seinen Anhang auszukundschaften und gefangen zu nehmen. So konnten mit ihrer Hilfe die gefährlichsten Gesellen ausgehoben und zur Verurteilung gebracht werden. Mehrere Todesurteile wurden ausgesprochen und viele Zuchthausstrafen verhängt.

Die Kinder der Betroffenen brachte man — soweit man ihrer habhaft wurde — bei Bürgersleuten und in Waisenhäusern unter. Aber „viele von den Zigeunerkindern, welche auf Kosten des Staates mit aller Sorgfalt aufgezogen wurden, und bei ihrer Uebnahme schon 8 bis 10 Jahre zurückgelegt hatten, die meisten auch bei den besten Hoff-

nungen, die sie von sich gaben, sind früher oder später wieder in die Gesellschaft und zur Lebensart ihrer Geschlechtsverwandten ausgetreten“. Schöll berichtete 1793 im Einzelnen noch über fünf Kinder:

„Zu Ludwigsburg giebt es mehrere neuere Beyspiele dieser Art. Hannikels Sohn, der Dieterle, welcher zuerst Zuchthausgefangener daselbst war, und dann unter die Waisen aufgenommen wurde, machte sich, nachdem ers ungefehr Ein Jahr unter ihnen ausgehalten hatte, flüchtig, trat bald als ein höchst gefährlicher und kühner Landstreicher auf, schwur dem Oberamtmann zu Sulz wegen seines Vaters den Tod, und alles, was man indessen von ihm in Erfahrung gebracht hat, kündigt den Mann an, der nur auf die Zeitumstände wartet, um ein zweiter Hannikel zu werden. — Zween ebenfalls im Waisenhaus daselbst erzogene Mädchen, denen man nach Verfluß ihrer Schuljahre, selbst mit Kosten-Aufwand, für gute Dienststellen besorgt war, verließen solche in kurzer Zeit und fiengen das Vagantenleben wieder an. Zween jungen Pursche von ungefehr 20 Jahren entlieffen ebenfalls wieder, nachdem sie sich, besonders der eine von ihnen, mehrere Jahre gut angelassen und man sicher auf sie rechnen zu können schien.“

Die strengen Maßnahmen hatten aber bewirkt, daß Schwaben jahrzehntelang wenig unter der Zigeunerplage zu leiden hatte. Die meisten Zigeuner, die nicht gefangen waren, hatten sich schleunigst über die Grenze geflüchtet oder führten sich doch bescheidener auf. Als Lohn für ihre Dienste bei der Gefangennahme der Hannikel-Bande und „zur weiteren Abschröckung des liederlichen Gesindels“ hatte man vier Zigeuner aus der Familie Reinhardt „als ordentliche Kundschafter und Hatschiere mit einem bestimmten Jahresgehalt und zugesichertem Schutz für ihre Weiber und Kinder“ angestellt. Sie bewährten sich auch anfangs recht gut, verjagten viele und brachten auch manchen gefänglich ein. Aber diese vier Familien vermehrten sich im Laufe einer Generation auf etliche 30. Natürlich nicht nur durch Fortpflanzung, sondern vor allem durch allmählichen Zuzug ihrer Verwandten*), die nun alle unter dem Schutz der Hatschiere gereist und so lange Zeit von der württembergischen Regierung geduldet waren. So kam dann wieder die Zeit, in der energisch eingegriffen werden mußte.

In den alten Akten der Kreisregierung Reutlingen über die „Ausbildung von Zigeunerjünglingen“ fanden wir ausführliche Nachrichten und Berichte über die Zigeunerverhältnisse zwischen 1817 und 1868. Der Oberamtmann Freiherr von Stein hatte die oben angeführten Richtlinien 1817 erstmalig auf Grund eingehenden Zigeunerstudiums

*) Vgl. Sippentafel I.

in Vorschlag gebracht, und da sie sich in der Praxis bewährten, wurden sie dann auch fast lückenlos 1828 vom Königl. Ministerium des Innern als polizeiliche Vorschriften für Zigeuner gesetzmäßig verankert. *Stein* legte seinem Entwurf ein genaues Familienregister über jede der in Württemberg herumziehenden Zigeunerfamilien bei. Er hatte die ausführlichen Inquisitionsprotokolle, die bei der Untersuchung der Hannikelbande über deren sämtliche Mitglieder von dem Oberamtmann *Schaefer* in vorbildlicher Weise geführt wurden und dessen 1787 herausgegebene Zigeunerliste als Unterlage benutzt und diese durch viele Anfragen und persönliche Verhöre ergänzt, wobei er größten Wert auf die Feststellung der Zigeunernamen legte, ohne die man keine genaue Personenfeststellung oder gar Genealogie bei Zigeunern durchführen kann. Diese zuverlässigen Sippenfeststellungen wurden an die einzelnen Oberämter weiter gegeben, und die Bezirksämter erhielten die Weisung, regelmäßig am 1. Januar eines jeden Jahres Bericht über ihre Zigeunerfamilie zu erstatten.

Einige Kinder wurden in dem Vagantenkinderinstitut in Weingarten aufgenommen. Ihre Schulzeugnisse, die heute noch im katholischen Pfarramt in Weingarten aufbewahrt werden, lassen ebenso wie bei den Zöglingen in Friedrichslohra auf Bildungsfähigkeit schließen. *Schöll* äußerte sich über die Erfahrungen, die man mit ihnen im Waisenhaus Ludwigsburg machte, etwas genauer. Er schreibt, daß man ihnen Lesen und Schreiben gut beibringen könne. Letzteres lernten sie allerdings leichter. Selbst kleine Kinder erwürben oft in kurzer Zeit eine zierliche Handschrift.

„Für Gegenstände des reinen Verstandes haben sie weniger Anlage. Man würde ihnen zwar unrecht thun, wenn man ihnen Geistesfähigkeiten absprechen wollte. Sie lernen und begreifen auch, was bloß Sache des Verstandes ist; und zum Theil mit Leichtigkeit. Unter denen zu Ludwigsburg erzogenen Kindern gab es manche, die, wenn sie auch erst spät dahin kamen, doch noch treffliche Religionskenntnisse erlangten, und es ändern oft weit zuvor thaten. Aber Scharisinn scheinen sie doch nicht zu haben, und ihr Verstand äußert sich mehr in Beziehung auf sinnliche Gegenstände, als auf geistige Schnelle. Einfälle, Witz, Verschlagenheit, Einsichten in die Geschäfte des gemeinen Menschenlebens, Brauchbarkeit dazu — das ist so fast ihre Sache.“

Wie verhielten sich nun die, man muß wohl sagen „in Freiheit dressierten Zigeuner“? Die Berichte wurden regelmäßig bis 1868 eingesandt. Von Ackerbau und Handwerk treibenden Zigeunern war keine Rede! Aber es kamen auch keine wesentlichen Klagen über Kriminalität.

Die Kinder hatten eine Zeitlang die Schulen besucht und etliche wurden in Lehren und Dienststellen gegeben. Aber nur acht hatten ihre Lehrzeit durchgehalten, zehn entliefen früher oder später oder machten ihren Lehrherren so viel Mühe und brachten ihnen mehr Schaden als Nutzen ein, so daß sie sie kurzer Hand entließen. So mußte man 1854 bekennen, „daß es zwar gelungen sei, die Zigeuner bestimmten Gemeinden mit Heimatrecht zuzuweisen und damit eine, wenn auch mehr formale Ordnung ihres Personenstandes erreicht zu haben. Aber der Hauptwunsch, die Zigeuner ihrem Wanderleben zu entwöhnen und die männliche Jugend zu ordentlichen Gewerben heranzubilden, habe sich im wesentlichen nicht erfüllt. Der Grund dafür sei der tiefe Hang der Zigeuner zu einem unsteten Leben und ihre Abneigung gegen anstrengende Arbeit; aber auch der Widerwille des Landvolkes, mit ihnen in nähere Beziehung zu treten“.

Für die gesamte Entwicklung des Zigeunerproblems ist es außerordentlich lehrreich, die Auswirkungen dieses Versuches genealogisch und erbgeschichtlich zu verfolgen. Unter den 1817 aufgeführten 150 Zigeunern befinden sich nur zwei Mischlinge — einmal ein recht intelligenter Mischling 2. Grades, der mit die Führung der Gegenpartei des H a n n i k e l hatte und 1827 sogar ein Schreiben mit Vorschlägen für eine Kolonisierung der Zigeuner an die Regierung richtete, und ein Bauernknecht, den seine Zigeunermutter als Magd nach dem Sulzer Schreckensgericht von einem deutschen Burschen gebar. Alle anderen können wir aber nach verschiedenen Kriterien, wie Namen und Berufe ihrer Vorfahren, ihren eigenen Berufen und ihrer Lebensweise, der Personenbeschreibung und z. T. sogar nach genauen Angaben über ihre Zugehörigkeit zur „Zigeunerrace“ mindestens als vorwiegend zigeunerstämmig ansehen⁵⁾. Diese sind auf der Sippentafel I schwarz ausgefüllt.

Außer der Familie R e i n h a r d t, die, wie aus oben angeführten Gründen verständlich, die größte Württembergs ist, traten damals schon die G u t t e n b e r g e r, W i n t e r und P f i s t e r e r auf, die

⁵⁾ Nähere Angaben: Ritter, Robert: „Mittleuropäische Zigeuner: ein Volksstamm oder eine Mischlingspopulation?“ Congres International de la Population, Paris 1937. — Ritter, Robert: „Die Zigeunerfrage und das Zigeunerbastardproblem“. Fortschritte der Erbpathologie und Rassenhygiene. Leipzig 1939, Heft I.

sich aufs engste mit den Reinhardts verschwägert haben. Leimberger und Weinberger verschwinden dagegen im 19. Jahrhundert aus Württemberg. So lassen sich sämtliche 150 Zigeuner, die 1817 in Württemberg „aufhältig“ waren, auf einer Sippschaftstafel, die fast eine Stammtafel ist, zusammen zeichnen. Bis 1868 erweitert sich diese natürlich erheblich, und heute kennen wir allein von der Sippe Reinhardt über 2000 Namensträger. Die Gesamtzahl der heute in Württemberg lebenden Zigeuner ist 2000 und etliche, wovon sich nur ein kleiner Teil nicht auf die alten württembergischen Zigeuner zurückführen läßt. Dazu kommen aber noch einige Tausend Nachkommen, die heute meist im Rheinland und im Elsaß leben; nur wenige haben sich über das Gesamtreich verstreut. Auf der Sippentafel I wird nur ein kleiner Ausschnitt dieses württembergischen Zigeunerstammes wiedergegeben, der die Sippenzusammenhänge der meisten zwischen 1817 und 1868 deutsch erzogenen Zigeuner skizziert.

Auf der Tafel fallen nun mehrere Mischehen auf. Diese sind die einzigen, die auf der in unserem Archiv vollständig vorhandenen Sippentafel in dieser Zeit in Württemberg erscheinen. Eingegangen wurden solche also nur von den Zigeunern, die von Deutschen angelernt und ihrem Stamm, meist sogar nur vorübergehend, entfremdet wurden.

Sehen wir uns das spätere Leben dieser artfremd erzogenen Zigeuner und das ihrer Nachkommen im einzelnen an — soweit es aus den überlieferten Akten noch möglich ist — dann ergibt sich folgendes:

1. Sämtliche 18 Jünglinge und ebenso die 7 im Stricken, Nähen und im Magddienst angelernten Mädchen haben von diesen Fertigkeiten bis an ihr Lebensende keinen Gebrauch gemacht, sondern ihren Lebensunterhalt im besten Falle mit Holzschnitzen, Marionettenspielen und Musizieren, meist aber ständig vagierend durch Bettel, Gaukelei und Diebstahl erworben. So wurde beispielsweise eine von ihnen eine der berühmtesten Wahrsagerinnen. Der „Zigeunerschriftsteller“ Engelbert Wittich berichtet von ihr:

„Sie war ein sehr schönes Weib, hatte wunderbar kleine Füße und konnte ausgezeichnet tanzen. Als Kunsttänzerin konnte sie auf einem Teller tanzen. Infolge einer körperlichen Entstellung durch einen Unfall gab sie das Tanzen auf. Dies Mißgeschick steigerte jedoch ihren Ruf als Wahrsagerin und weise Frau, weil sie den Unfall schon Jahre vorher prophezeit hatte.“

Persönlich teilte er uns noch mit, daß sie sich gelegentlich einer Festnahme in Tirol dem Gendarm widersetzte und floh. Der Gendarm schoß

nach ihr, so daß sie niederstürzte. Im gleichen Augenblick gab sie ihrer Tochter Friederike das Leben. Inzwischen griff ihr Mann den Gendarmen an und erstach ihn.

Vom Militär desertierten drei. Die anderen genügten ihrer Pflicht ohne Anstand — soweit sie eingezogen wurden.

Die ganze Gesellschaft ist lange nicht mehr so gefährlich wie vor 100 Jahren, weil eine straffe und geordnete Staatsführung ihr bandenmässiges Auftreten unterbinden konnte — wie ja auch dem Nicht-Zigeuner-Gesindel nur selten noch ein größeres Unternehmen gelang, und sie sich mehr vom kriminellen zum asozialen Lebenserwerb umgestellt hatten.

2. Staatlich anerkannte oder nur zigeunerisch geltende Ehen mit Zigeunern schlossen 12 der ehemals so hoffnungsvollen, mit großem Kostenaufwand gebildeten Zigeunerkinder. Ihre Nachkommen blieben Zigeuner, die auch heute noch zigeunerisch leben soweit in späteren Generationen nicht Vermischung mit Fremdrassigen eintrat. Sechs von ihnen sind ausgewandert (d. h. auf Staatskosten nach Amerika abgeschoben), ledig geblieben oder verschollen. Sieben suchten ihre Ehepartner unter Nicht-Zigeunern. Davon gehörten vier zum fahrenden jenischen Volk, deren Kinder, Enkel und Urenkel fast durchgehend als schwer kriminelle „Psychopathen“ gelten⁶⁾. Zwei entstammten armseligen Familien, die sich durch diese Verbindung zum asozialen Gesindel entwickelten. Einer war ein schwer epileptischer Handwerkersohn. Von den zahlreichen Nachkommen dieser drei letzten Verbindungen waren drei Mischlinge 1. Grades angepaßt und ernährten sich durch ihrer Hände Arbeit. Ihre Kinder aber — soweit sie solche hatten — sind, wie die übrigen, nachdem sie dem Staat noch viele Kosten bereiteten, zu den Zigeunern zurückgekehrt oder verschollen.

Dagegen bekamen zwei der Hatschiere, die man später als Zollvisitatoren angestellt hatte, Frauen aus ordentlichen, wenn auch armen Familien. Einer hinterließ eine Tochter, die als Magd fleißig diente und dann zweimal einen deutschen Mann heiratete, aber kinderlos starb. Der andere hatte sechs Kinder, die bis auf ein Mädchen alle nach Frankreich abwanderten. Die Nachkommen dieser einen sind durch weitere Auslese und Siebung allmählich von deutschen seßhaften Sippen aufgesogen worden.

⁶⁾ Ritter, Robert: „Erbbiologische Untersuchungen innerhalb eines Züchtungskreises von Zigeunermischlingen und asozialen Psychopathen“. Internationaler Kongreß für Bevölkerungswissenschaft, Berlin 1935.

Heute müssen wir also sagen: die allgemein günstige Lage der Zigeunerverhältnisse in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ist aus der humanen und doch zugleich ordnenden Staatsführung heraus zu verstehen. Aber die besonderen Maßnahmen, die auf eine allmähliche Assimilierung der Zigeuner und Verschmelzung mit dem deutschen Volk gerichtet waren, haben sowohl den Deutschen wie den Zigeunern erheblich geschadet, indem sie einer Mischung von Zigeunern mit sozial untüchtigen Deutschen Vorschub leisteten und die Minderwertigkeit auf beiden Seiten verstärkten. Nur eine einzige — vielleicht auch noch eine zweite Linie — ist ohne besonderen Schaden in der deutschen Bevölkerung aufgegangen. Die Nachkommen leben heute unauffällig und müssen z. T. sogar als sehr geordnete und leistungsfähige Volksgenossen beurteilt werden. Aber das wäre wohl auch so, wenn sie neben ihren 31 guten deutschen Vorfahren noch einen 32. Deutschen und nicht einen Zigeuner hätten!

Aus der 1910 erschienenen juristischen Dissertation von H. Aichele⁷⁾ ersieht man, daß sich 1871 durch die Aufhebung der einschränkenden Hausierbestimmungen für die Zigeuner und durch das allgemeine Freizügigkeitsgesetz die Klagen über das Zigeunerunwesen wieder sehr schnell vermehrten. Sehr richtig erkannte Aichele, daß man einem auf der Kindheitsstufe der Menschheit stehengebliebenen Stamm Freizügigkeit und Gewerbefreiheit nicht ebenso schrankenlos zugute kommen lassen dürfe wie einem hochstehenden Kulturvolk. Viele Einzelbestimmungen erließ man nun im Laufe der Jahrzehnte zur Bekämpfung der alten Plage. Schließlich wurde das Umherziehen wieder ganz verboten. Da man aber nicht wie die vorhergehende Generation in positivem Sinn für die Zigeuner sorgte, sondern nur strafte, blieb ihnen nichts anderes übrig, als doch zu wandern, denn selbst konnten und wollten sie sich nicht Arbeit suchen. Es setzte dann das Abschubsystem von Oberamt zu Oberamt, von Staat zu Staat ein, das bis zum Ausbruch des jetzigen Krieges noch ständig — aufs Ganze gesehen gleich erfolglos — ausgeübt wurde.

Die einzige Maßnahme, die dem Uebel auf den Grund gehen wollte, war der Gesetzeserlaß von 1899 „betr. die Fürsorge-(Zwang's)

⁷⁾ Aichele, Hermann: „Die Zigeunerfrage, mit besonderer Berücksichtigung Württembergs“, Stuttgart 1910.

Erziehung Minderjähriger, wonach Fürsorgeerziehung angeordnet werden kann, wenn sonstige Tatsachen vorliegen, welche die Fürsorgeerziehung zur Verhütung des sittlichen Verderbens notwendig machen und vorzugsweise auch auf Zigeunerkinder anwendbar ist. Bei der Verfügung der Trennung von Horden sei auch stets zu prüfen, ob nicht die Zurückhaltung der bei einer Horde befindlichen Kinder behufs ihrer Unterweisung unter den gesetzlichen Schulzwang oder unter Zwangserziehung verankert sei.“

Diese Bestimmung — wenigstens ihr Sinn — ist noch heute wirksam. Noch im Jahre 1936 wird durch einen Erlaß des RMdI verfügt, daß stets festgestellt werden müsse, ob die Zigeunerkinder der Schulpflicht genügten, verwahrloste Zigeunerkinder seien in Fürsorgeerziehung zu überweisen.

Das Ziel dieser polizeilichen und fürsorglichen Maßnahmen ist aber immer, bewußt oder unbewußt, die Einschmelzung der primitiven Zigeuner in den deutschen Volkskörper. Dadurch wurde der größte Teil der Zigeuner in die Städte gedrängt, in denen sie untertauchen können und leichter dem polizeilichen Zugriff entgehen. Daß damit eine Lockerung der strengen Sittengesetze der Zigeuner eintrat und sie sich entgegen ihrem Gesetze immer häufiger auch freiwillig mit Deutschen einließen und nun Mischlinge zeugten, die heute die Zahl der echten Zigeuner um das 20fache überschreitet, darf nicht wundern. Ebenso nicht, daß sich so gut wie nie ein erbtüchtiger Deutschblütiger mit diesen primitiven Schmarotzern einließ, und daß deren Nachkommen deshalb fast ausnahmslos minderwertiges, asoziales, verkommenes Großstadtgesindel und Lumpenpack darstellen. Es muß dies hier ausdrücklich angeführt und betont werden — im Gegensatz zu einigen erblich und sozial ganz anders gelagerten Mischlingsschicksalen.

II. Teil

Zusammenfassung der Erfahrungen mit 148 artfremd erzogenen Zigeunerkindern.

A. Die Abstammung.

Nachdem wir die historischen Zigeunerverhältnisse des vorigen Jahrhunderts kennengelernt haben, wollen wir uns nun den im ein-

zelen genau übersehbaren Erziehungsergebnissen der Gegenwart zuwenden.

Auf Grund der Verfügung von 1887 über die Erteilung von Wandergewerbescheinen und des Fürsorgegesetzes von 1899 wurden in den letzten 50 Jahren zahlreiche zigeunerische Kinder in Württemberg ihren Eltern abgenommen. Diese Kinder waren und sind nicht alle echte Zigeuner. Wie im I. Teil dargelegt wurde, hatte die immer stärker werdende Tendenz, die zigeunerische Lebensweise wenigstens äußerlich zu unterdrücken, zu vielen Mischehen geführt, deren Sprößlinge miteinander heirateten oder auch nach der einen und anderen Seite rückkreuzten, so daß wir heute ein buntes Gemisch aller nur denkbaren Mischungsverhältnisse haben. Da die Erfahrung lehrt, daß Zigeunermischlinge, die schon unter ihren Vorfahren mehrere Zigeunermischlinge haben, anthropologisch und sozial Mischlingen 1. und 2. Grades nicht gleichen, auch wenn sie ebensoviel zigeunerische Vorfahren haben, nennen wir erstere zur Unterscheidung *Mischlingszigeuner*.

In früheren Veröffentlichungen (s. Anm. 5 S. 30) hat R. Ritter über die rassische Einordnung der Zigeuner und Zigeunermischlinge schon Näheres mitgeteilt. Da aber diejenigen Leser, die mit den Zigeuner-Verhältnissen nicht vertraut sind, die nachstehende Mischlingseinteilung möglicherweise nicht genügend übersehen, soll hier noch einmal kurz auf die Beurteilungsmaßstäbe und Bezeichnung der Zigeunermischlinge eingegangen werden.

Während bei der anderen außereuropäischen Fremdrasse, die in Deutschland erbbiologisch eine Rolle spielt — den Juden — die rassische Einordnung nach dem kirchlichen Bekenntnis der Großeltern der Probanden bestimmt wird, besitzen wir für die Zigeuner ein solches Kriterium nicht. Auf Grund unserer Erfahrungen sahen wir uns daher genötigt, folgende Gesichtspunkte zu berücksichtigen:

1. Die Abstammung.
2. Die „zigeunerische“ Lebensweise.
3. Die Gebundenheit an die Stammesgesetze.
4. Die zweifelsfreie Zugehörigkeit zur Zigeunersprachgemeinschaft (von Geburt an).
5. Den Gesamteindruck und die körperlichen Merkmale.

Wie erwähnt, ist es für die Zigeunerforschung von größtem Wert gewesen, daß sich noch viele gut erhaltene und genau geführte Akten finden ließen, die uns erlaubten, auch für die Vorfahren der heute lebenden Zigeuner, einen Teil der genannten Kriterien anzuwenden. Vieles erfährt man auch von den Zigeunern selbst, die stets genau wissen, ob die Alten „tschatsche sinte“ d. h. echte Zigeuner oder „gadji“ d. h. Nichtzigeuner, Fremde, Deutsche oder „Halbgekokchte“ also Bastarde waren.

Auf diese Art und Weise haben wir alle uns bekannten ältesten Vorfahren der Zigeuner- und Zigeunermischlinge rassisch eingeordnet und ihre Beurteilung auf den Sippentafeln festgelegt.

Freilich ist es nicht in jedem einzelnen Fall möglich, die 16 Vorfahren — also die Großeltern der Großeltern des Probanden — so genau zu bestimmen. Wenn ein Großelternteil aus einem anderen Wandergelände zuwandert, dann wissen die Nachkommen über dessen Sippe meist nur wenig. Manchmal zog ein solcher fremder Zigeuner auch wieder weiter mit seinem Sprößling oder auch ohne diesen, so daß man sich über dessen Abstammung weder bei dem einen noch dem anderen Stamm ganz im klaren ist. Andererseits sind hie und da auch alte Akten nicht mehr zu finden, was zur Folge hat, daß wir für die rassische Einordnung einzelner Vorfahren nicht alle genannten Kriterien anwenden konnten. Das Wesentliche aber war, daß wir im Laufe der Jahre alle alten Zigeunersippen immer genauer übersahen, so daß es meist gelang, die angegebenen Vorfahren als Glieder dieser Sippen zu erkennen.

Wenn wir auch in vielen Fällen die Mischlingseigenschaft bestimmter Ahnen feststellen können, so hat doch eine genaue Angabe der Ahnenerbanteile eines jeden Zigeunermischlings keinen Sinn. Wir legten daher nur fest, daß die meisten Zigeunermischlinge in Deutschland sogenannte Mischlingszigeuner sind, d. h. Sprößlinge einer Mischlingspopulation.

Sowohl die Mischlingszigeuner als auch die Zigeunermischlinge teilen wir deshalb in drei Gruppen ein:

1. In solche mit vorwiegend zigeunerischem Blutsanteil,
2. in solche mit ziemlich gleichem zigeunerischen und deutschen Blutsanteil,
3. in solche mit vorwiegend nichtzigeunerischem Blutsanteil.

Kehren wir nun zu den deutscherzogenen Zigeunerkindern zurück! Als erstes mußte ich, um zu brauchbaren Ergebnissen zu kommen, die rassische Abstammung aller von den Anstalten und Aemtern gemeldeten und der uns sonst bekannten Heim- und Pflegekinder klären. Es wurde deshalb für jedes Kind eine Ahnentafel mit seinen acht Urgroßeltern aufgestellt. Danach konnten diejenigen, die irrtümlich als Zigeuner gemeldet, tatsächlich aber nichtzigeunerischer — und zwar meist jenischer — Herkunft waren, von der Untersuchung ausgeschieden werden.

Zwei weitere Kinder wurden vorläufig zurückgestellt, da sich die Identität der gestorbenen Eltern noch nicht klären ließ, wenn man auch annehmen kann, daß diese mindestens Zigeunermischlinge waren. Von den übrig bleibenden 180 Zigeunerkindern⁸⁾ wurden drei Gruppen gebildet:

	Summe	männl.	weibl.
I. Zigeuner, Zigeunermischlinge u. Mischlingszigeuner mit vorwiegend zigeunerischem Blutsanteil	117	48	69
II. Mischlingszigeuner mit ziemlich gleichen zigeunerischen und deutschen Blutsanteilen	31	12	19
III. Mischlingszigeuner mit vorwiegend nichtzigeunerischem Blutsanteil und jenische Zigeunermischlinge 2. und 3. Grades	32	20	12
	<hr/>	<hr/>	<hr/>
	180	80	100

Auf die III. Gruppe wird in dieser Arbeit nicht eingegangen, denn einmal ist sie unvollständig, da manche Zöglinge unzigeunerische Namen führen und daher nicht von den Heimen und Aemtern gemeldet wurden, denen wir alle Zigeunernamen angegeben hatten. Und dann sind sie, wie sich bei der Untersuchung zeigte, nicht mehr typisch zigeunerisch. Da der nichtzigeunerische Blutsanteil von jenischen Vorfahren stammt, leben sie zwar meist „zigeunerartig“, sind aber in der psychischen Struktur anders als die Rasse-Zigeuner.

⁸⁾ 11 weitere Zigeunerkinder wurden als „echte Fürsorgefälle“ aus dieser Abhandlung herausgelassen, obwohl sie im Grunde nicht anders reagieren als die hier Besprochenen. (Vgl. auch Anm. 9.)

Zwischen der Gruppe I und II lassen sich sichere Unterschiede herausarbeiten. Bei dem württembergischen Material ist die II. Gruppe aber zu klein, um als Vergleichsmaterial dienen zu können. Eltern und Geschwister dieser Kinder verhalten sich ebenso primitiv wie die echten Zigeuner, leben mit ihnen zusammen und werden auch von ihnen wieder geheiratet. Im Durchschnitt würde man sie — ohne Kenntnis ihrer Genealogie — für Mischlinge mit vorwiegend zigeunerischem Blutsanteil halten. Es hat den Anschein, als ob dieser zumindest phänotypisch bei ihnen vorherrscht. Bei den meisten sind allerdings die jeweiligen zigeunerischen Ahnen untereinander verwandt, so daß durch Inzucht auch das Erscheinen rezessiver Anlagen begünstigt wird. Wenn in der folgenden Abhandlung nicht besonders auf die Unterschiede zwischen Gruppe I und II im Einzelfall hingewiesen wird, gilt das Gesagte stets für beide.

B. Der Beginn der Erziehungsfürsorge.

Die 148 Kinder, die lediglich ihrer Abstammung nach aus dem Gesamtmaterial ausgelesen wurden und deren Entwicklung in den folgenden Kapiteln näher geschildert werden soll, sind durchschnittliche Zigeuner, auch wenn sie formal meist als Fürsorgezöglinge bezeichnet werden. Um bei dem Leser keine falsche Vorstellung durch das Wort „Fürsorgeerziehung“ entstehen zu lassen, soll noch einmal ganz ausdrücklich betont werden, daß die Fürsorgemaßnahmen nur aus der allgemeinen „Bekämpfung der Zigeunerplage“ zu verstehen sind⁹⁾. Anlaß zur Anordnung der Fürsorgeerziehung war nicht eine

⁹⁾ Im Gegensatz dazu handelt es sich bei denen in Anm. 8 (S. 37) genannten Kindern um Jugendliche, die in den letzten Jahren dadurch auffielen, daß sie sich der heute allgemeinen zwangsmäßigen Seßhaftmachung der Zigeuner überhaupt nicht anpassen können. Sie halten es nicht aus in einer festen Wohnung und reisen auf eigene Faust. Da ihnen dabei aber die Erfahrung und der Schutz ihrer Eltern fehlt, geraten sie sehr schnell und gründlich mit dem Gesetz in Konflikt. Nach Wochen oder Monaten werden sie dann in verwahrlostem Zustand aufgegriffen. Auch geraten heute einzelne junge Mädchen, meist Halb- oder Vollwaisen, durch die nahe Nachbarschaft mit minderwertiger Großstadtbevölkerung, die immer eine Lockerung der Zigeunersitten mit sich bringt, auf eine schiefe Bahn. Da solche Zigeunerinnen dann für „infam“ erklärt, d. h. aus dem Stamm ausgestoßen werden, sind sie völlig haltlos. In beiden Fällen handelt es sich trotz begünstigender

Verfehlung oder eine besondere Verwahrlosung der Kinder. Vielmehr suchte ein Gendarm oder ein Bürgermeister Mittel und Wege, um eine herumziehende Zigeunerhorde auflösen zu können. Den Alten eine strafbare Handlung nachzuweisen, auf Grund derer sie ins Gefängnis oder Arbeitshaus eingewiesen werden können, ist meist nicht schwer.



Ein „wildes“ Zigeunerkind.

Das Betteln gehört zu ihrer Lebensweise, und man kann sie leicht dabei ertappen. Oft sammeln sie auch nicht nur die wilden Früchte, und alles andere Suchen und Finden bewerten wir nun einmal als Stehlen. Wenn aber die Zigeuner schlau genug waren und Glück hatten, so konnte man ihnen vielleicht in dieser Hinsicht nichts nachweisen. War ihr Geldsack aber leer, dann bewies das Landstreicherei, wurde der Schwiegersohn oder die eigene Großmutter bei einer Familie ange-
troffen, dann war das der Tatbestand des „Reisens in Horden“. Wie primitiv sich die Zigeuner gegen diese und andere Uebertretungen zu schützen versuchten, erfuhren wir letzthin wieder von einem 11jährigen Zigeunerknaben, genannt „Wankerli“, der seit einem Vier-

Umwelteinflüsse um eine Auslese. Deshalb wurden diese Fürsorgezöglinge nicht mit in die Untersuchung der allgemeinen Anpassungsfähigkeit von Zigeunern einbezogen.

teljahr in einem Heim gebündigt wurde. Ich wunderte mich, daß der Junge bei allen psychologischen Untersuchungen eine gute Auffassungsgabe, Merkfähigkeit und große Pffiffigkeit bewies und in der Schule dagegen restlos versagte und absolut nicht lesen lernen konnte. Da er als ein rechter Wildling unter seinen braveren Stammesgenossen eine Sonderstellung einnahm und sich auch alle Mühe gab, eine etwaige Zuneigung der täglich von ihm geplagten Schwestern systematisch zu ersticken, war es für mich relativ leicht, mit ihm in Kontakt zu kommen.



Wankerli.

Ich brachte ihm ja Kunde von seiner Welt! So vertraute er mir an, daß er gar nicht daran denke, lesen zu lernen. Es sei viel leichter mit dem Landjäger fertig zu werden, wenn man alle Bestimmungen nicht lesen könne. Darum hätte sein Vater auch nicht lesen gelernt. Als wir Pläne machten, was die Kinder mit 50 Mark anfangen würden, wenn ich sie ihnen schenkte, meinte er gleich ernsthaft, die wolle er seinem Vater geben, der brauche immer Reisegeld, wenn der Landjäger nachsehen komme. Dafür muß ein Zigeuner also Geld haben! Auch der Hund hört auf „klisto vela“ (Der Landjäger kommt) und versteckt sich unter der Bettlade oder springt ins Wasser und schwimmt bis zum nächsten Tunnel. Denn Hundesteuern zahlt sein Herr in den seltensten Fällen.

Aber trotz aller Vorsichtsmaßregeln geraten sie immer wieder in die Hände der Weißen — wie auch „Wankerli“ schließlich resigniert zugab: „Die sind eben doch schlauer als wir!“ Auch gibt es immer wieder mal einen recht kriminellen Burschen unter ihnen, der für längere Zeit eingesperrt werden muß. Einmal starben die beiden Eltern von sechs Kindern innerhalb von zwei Tagen, und ehe die Verwandten die Kinder in Sicherheit bringen konnten, hatten die Behörden die Waisen aus ihrer „Verwahrlosung errettet“. Denn wenn auch der erste Anlaß für die Unterbringung der Kinder deren tatsächliche augenblickliche Obdachlosigkeit war, so weckte das mißverständene Elend doch immer sehr bald ein echtes Mitleid in der seßhaften Bevölkerung. Nicht selten war es der Gendarm, der den ersten Bericht über die „grenzenlose Verwahrlosung“ machte. Denn hatte man die verlausten und verschmutzten Zigeuner erst einmal gründlich abgeseift und neu eingekleidet, war jedermann entzückt von den „lebhaften, aufgeweckten, reizenden Kindern“. Mehrfach schrieben Pflegemütter flehend, man solle doch nicht so unmenschlich sein und die unschuldigen lieben Kinder, die gerade anfangen sich wohl zu fühlen, wieder zu ihren verkommenen Eltern auf die Landstraße jagen.

So ist dann auch die Begründung für das dringende Einschreiten des Staates in den Fürsorgebeschlüssen der Landarmenbehörden und Amtsgerichte bis auf den heutigen Tag immer wieder dieselbe. Der folgende Beschluß des Amtsgerichtes Lindau aus dem Jahre 1910 hätte mit kleinen Variationen für sämtliche 148 Fälle gepaßt. Man hätte sich die Mühe der stets neuen Formulierungen sparen können.

„Die Eltern wurden mit ihren Kindern im Bezirk des K. Ag. Lindau aufgegriffen, wie sie mit ihren Reisewagen von Ort zu Ort zogen, und in das Amtsgerichtsgefängnis eingeliefert. Eine darauffolgende Untersuchung ergab dringenden Verdacht der Landstreicherei. Durch Urteil des Schöffengerichts b. Amtsgericht Lindau wurden dieselben wegen Landstreicherei verurteilt und der Landespolizeibehörde überwiesen, welche die Einschaffung in Arbeitshäuser verfügt hat.

Ist es nun schon äußerst zweifelhaft, ob die genannten Kinder bei dem unständigen und unsteten Leben ihrer Eltern die richtige und erforderliche Erziehung durch Schulbesuch und Religionsunterricht, sowie das geeignete Vorbild seitens ihrer Eltern genießen würden, so steht es außerhalb jeden Zweifels, daß die im Arbeitshaus untergebrachten Eltern nicht einmal für das leibliche Wohl ihrer Kinder sorgen können, geschweige denn zur Erziehung derselben fähig und in der Lage sind. Ferner wäre zu befürchten, daß die Kinder, würde man sie in den Händen der Eltern belassen, nicht nur die

zum Leben nötige Ausbildung nicht erlangen, sondern auch durch das gemeinsame Zusammenleben mit den Eltern im Reisewagen ein äußerst ungeeignetes und unzweckmäßiges Vorbild in sittlicher Hinsicht stets vor Augen hätten. Auch besteht die Gefahr, daß dieselben durch das andauernde Herumziehen selbst von dem Drang zur Landstreicherei erfaßt würden und so, wie ihre Eltern, späterhin ebenfalls untaugliche Elemente der menschlichen Gesellschaft werden würden. Es ist somit die Voraussetzung des Artikels 1 Nr. 3 des Zwangserziehungsgesetzes gegeben und Anordnung der zwangsweisen Unterbringung begründet.“

Daraus spricht die Entrüstung des zivilisierten Europäers über die primitive Lebensform von Nomaden, die er als solche nicht erkennt und deshalb mit seinem Maaße mißt und mit seinen Erziehungsmethoden ändern will. Manchmal sieht auch ein Richter, daß die Kinder eigentlich nicht verwahrlost sind, denn sie seien wohlgenährt und verhielten sich bei ihren Pflegeeltern bisher artig und zeigten sich durchaus bildungsfähig. Da aber bei dem anscheinend unverbesslichen Herumvagabundieren der Eltern mit der Zeit eine sittliche Verwahrlosung der Kinder unvermeidbar sein würde, entschloß man sich doch zur Fürsorgeerziehung. In einigen Fällen mußten sogar die Mütter ihre Kinder abstillen. Nur einmal lehnte der Richter den Fürsorgeantrag ab, „da in der erst dreivierteljährigen Maria Reinhardt kein sittlich verwahrlostes Kind erblickt werden könne“.

Manchmal scheiterte das ganze Unternehmen auch an der Schwierigkeit, die zahlungspflichtige Stelle ausfindig zu machen. Oft waren — besonders außerhalb Württembergs — die Erhebungen über Staats- und Heimatzugehörigkeit unmöglich, da man nicht einmal die Geburtstage und -orte der Kinder und Eltern ermitteln konnte. Da setzte dann der bürokratische Kampf ein. So kann man z. B. in dem geharnischten Ablehnungsbescheid einer Behörde lesen, daß „der Vater der Anna Guttenberger am 14. Juni 1913 gar keinen Wohnsitz hatte, sondern als Tagelöhner mit seinem Wohnwagen seit dem 30. März 1912 in den Oberämtern Leonberg und Ludwigsburg herumzog. Für das Kind aber komme für den fraglichen Tag (der Festnahme) nicht der Wohnsitz der Eltern, sondern der tatsächliche Aufenthaltsort des Kindes in Frage. Die Anna Reinhardt wohnte aber am 14. Juni 1913 in bzw. unter dem Wohnwagen ihres Großvaters Guttenberger, und zwar stand dieser hart an der Staatsgrenze Schwieberdingen — Vaihingen“ usw. Noch im Jahre 1939 führte ein süddeutsches Fürsorgeamt über zwei Jahre einen hartnäckigen Kampf mit einer Land-

armenbehörde, der schließlich gerichtlich entschieden werden mußte. Der Akt umfaßt nicht weniger als 108 Seiten. Am Ende mußte dann noch die Frage geklärt werden, welche Stelle die Gerichtskosten von RM 49 und 62 Rpf. zu tragen hatte.

Da die Einweisung in ein Heim meist erst nach einem wenigstens vorläufigen Fürsorgebeschluß erfolgte, wurden die Kinder bis dahin in dem nächstgelegenen Armen- oder Krankenhaus, öfter auch in einer Pflegefamilie untergebracht, wo sie leichter von ihren Angehörigen wieder entführt werden konnten. Wenn der Fürsorgebeschluß dann heraus war, mußte nicht selten erst wieder nach dem Zögling gefahndet werden. Zweimal fanden wir, daß die Fahndung schließlich nach 10 Jahren gestrichen wurde.

Die ständige Furcht, die Eltern oder andere Angehörige könnten die Kinder wieder entführen, ist mit ein wesentlicher Grund, warum die meisten Zigeunerkinder nicht in den an sich billigeren Pflegestellen belassen wurden. Die Sorge hatten ja nicht nur die Behörden, sondern auch die Pflegeeltern, die wegen dieser ständigen Unruhe die Kinder lieber gleich zurückgaben, ehe sie sich zu sehr an sie gewöhnten. Fürchteten doch sogar manche Heime die Konflikte mit den Zigeunern, „wenn diese nach einiger Zeit wieder auf freien Fuß gesetzt seien, während ihre Kinder andauernd der Zwangserziehung unterstellt bleiben sollten.. In Möhringen habe es deshalb schon einmal einen Zigeunerkrieg gegeben, zu dessen Beendigung und Bewältigung die Feuerwehr ausrücken mußte“! Meist baten die Heime deshalb, den Eltern in keinem Fall den Aufenthaltsort der Kinder bekannt zu geben. Sie erzählten ihrerseits oft später den Kindern, daß ihre Eltern sich nicht um sie gekümmert und sie im Stich gelassen hätten. Das erklärt die uns zuerst sehr erstaunende Tatsache, daß die meisten unter Deutschen gebliebenen Zigeuner heute mit tiefer Erbitterung über ihre Eltern urteilen und nicht ahnen, daß diese meist mit allen Mitteln um sie kämpften.

Waren die Eltern erst wieder frei, dann versuchten sie zuerst auf legalem Wege ihre Kinder wieder zu bekommen. In jeder Fürsorgebehörde liegen „rührende“ Briefe, die sie als Analphabeten meist von anderen schreiben ließen. Manchmal versuchte man, die Väter wenigstens zur teilweisen Erstattung der Kosten heranzuziehen. Das gab den Zigeunern einen guten Grund, mit Nachdruck auf die Rückgabe

der Kinder zu drängen. Die Erkundigungen ergaben natürlich stets, daß sie nicht in der Lage seien, irgendwelche Kosten zu übernehmen. Sie versicherten aber immer, daß sie wohl imstande wären, für ihre Kinder selbst zu sorgen. Ein Zigeuner Winterstein machte darauf aufmerksam, daß die Kosten jeden Monat höher würden, man sollte ihm die Kinder doch lieber gleich geben.

Wenn das „fußfällige Bitten“ allein nichts half, dann entschloß man sich sogar, einen festen Wohnsitz zu nehmen. Es gelang ihnen ab und zu, auf diesem Wege die Kinder „zur Probe“ oder „mit Vorbehalt“ wiederzubekommen, besonders wenn sie ihre Wohnung für einige Wochen sauber hielten, Betten für die zurückerwarteten Kinder anschafften und sich einen Rechtsanwalt nahmen, der für die Rückgabe der älteren Kinder alle nur möglichen und unmöglichen „zwingenden“ Gründe anführen mußte.

Einmal war die Mutter „schwer herzkrank“ und bedurfte dringend der Unterstützung durch die Tochter, wenn nicht die Familie der Fürsorge zur Last fallen sollte. Wer anders könnte denn für die vielen kleinen Geschwister sorgen und die elende Mutter pflegen! Entweder fand sich ein Arzt, der die „starken Beschwerden der Patientin“ bescheinigte, oder man wartete, bis einer „von der Behörde“ kam und die kranke Frau „schwer leidend“ im Bett antraf. Wollte man seinen Jungen wiederhaben, dann brauchte die Familie natürlich dringend seine finanzielle Unterstützung. Dann war der Vater „fast erwerbsunfähig“ und der Sohn „mußte“ mitverdienen, wenn nicht die ganze Familie verhungern sollte. Im ersten Weltkrieg konnte man nach den Gesuchen meinen, daß das Schicksal der Verwundeten von dem Kräutersuchen der Zigeuner abhängig war. „Die Behörde“ ließ sich davon schlagen und gab den Zigeuner „ohne Bedenken“ dem Vater zurück, „damit er Heilkräuter für die Soldaten sammeln“ konnte. Heute ist es der große Mangel an Arbeitskräften, der es „nicht zulassen kann, daß arbeitsfähige junge Männer der freien Wirtschaft entzogen werden“. Zu diesem Gesuch wird dann noch ein Schreiben eines Unternehmers beigelegt, der bestätigt, daß er „jederzeit bereit sei, den Sohn des Herrn Reinhardt oder Winter einzustellen“.

Sämtliche freigelassenen Kinder standen dann aber noch unter Fürsorgeaufsicht, die regelmäßig nach einiger Zeit, meist nach ein oder zwei Monaten, berichten mußte, daß die Zigeunerfamilie „mit unbekanntem Aufenthalt verzogen“ sei. Eine polizeiliche Fahndung

blieb meist erfolglos, denn entweder hatten die Eltern falsche Papiere oder sie reisten bis zur Volljährigkeit der betreffenden Kinder in der Schweiz und im Elsaß.

Waren aber alle diese Bemühungen umsonst, oder fehlten auch die Mittel für solche größeren Unternehmungen, die nur die intelligenteren durchführen konnten, dann erfuhren sie doch manchmal den Aufenthalt der Kinder und versuchten, sie mit der gefürchteten List zu entführen. Kleinere wurden oft unter den Augen der Schwestern weggetragen, so daß es diesen immer unbegreiflich war, wie die Zigeuner unbemerkt entkommen konnten. Die Größeren aber beteiligten sich dann aktiv an dem Plan, entfernten sich vom Spielplatz oder beim Spaziergang, um mit den in nächster Nähe wartenden und sprungbereiten Angehörigen zu entkommen. Folgender Brief eines 16jährigen Mädchens, das als 11jährige in ein Heim kam und zum zweiten Male hoffte, vom Vater entführt zu werden, läßt den Zwiespalt in den Kindern deutlich erkennen, der sie zwischen die Liebe zu den Eltern und die fordernde und bindende Gewalt der Fremden stellt:

„Lieber Vater!

Du wirst wohl wissen, das ich nicht so bin. ich were am liebsten gleich mit dieser lieben Frau gegangen, aber jetzt gibt man viel ärger acht auf mich als zu vor. Eine jede Minute fragen sie nach mich und wenn ich nur eine Brief vortrage dan schicken sie noch eine andere mit, nicht einmal allein darf ich zur Haustüre hinaus, so geben sie auf mich acht. Aber weist lieber Vater ich bin wegen dem nicht so, nicht das du meinst, jetzt das ich groß bin und Du schon älter bist das ich Dich verlasse, das gibts nicht. Ib. Vater. weist Du was? Jetzt komme ich bald vort ungefähr das weiß ich auch nicht, jedenfalls auch nicht mehr lang. Den alle die aus der Schule sind und schon 15—16 Jahre alt sind, darf die Anstalt nicht mehr behalten. Weist ich bekomme einen schönen Korb wo aussieht wie ein Koffer und dieser ist schon gleichfalls gepackt und wenn ich in nächster Zeit vortkomme so hab ich wenigstens mein Sach und meinen Schulentlassungsschein und wen ich dan 1 Monat an der Stelle bin dan komst Du und holst mich, den dan hab ich auch das notwendige Geld so das Du Dir auch einen Anzug kaufen kannst. Ib. Vater, aber das eine sage ich Dir, wenn man uns erwischt dan sehen wir einander nimmer wieder und mir geht es auch schlecht. Dan komm ich nach Untermarchtal ein paar Jahre oder noch in eine Strengere Anstalt. Darum möchte ich das Du nicht allein bist und 2. das wir dan gleich nach Tirol hereingehen und kommen erst nach 3 Jahren wieder heraus. Den dan bin ich 19 Jahre alt und bin dan aus der Fürsorge, dan können sie mir nichts mehr machen.“

Der Brief wurde abgefangen, und sie kam gleich in die „strenge Anstalt“. Trotzdem gelang ihr die Flucht noch einmal. Man konnte nur noch feststellen, „daß der Erziehungserfolg von Jahren in wenigen Wochen wie weggewischt war“.

Ehe wir nun auf den Umfang und die Dauer der Erziehungserfolge eingehen, wollen wir uns über das Verhalten und die Entwicklung der deutscherzogenen Zigeuner während der Kindheit orientieren.

C. Die Entwicklung während der Kindheit.

Von den 148 Kindern, mit denen wir uns im II. Teil dieser Arbeit beschäftigen, sind 108 viele Jahre in deutscher Pflege und Erziehung gewesen und haben heute das 20. Lebensjahr überschritten. Es wurden ihren Eltern abgenommen:

- 12 Kinder im Alter unter 2 Jahren,
- 22 Kinder im Alter zwischen 2 und 5 Jahren,
- 56 Kinder im Alter zwischen 6 und 11 Jahren,
- 18 Kinder im Alter über 12 Jahre.

Von den übrigen 40 ist ein Teil aus den in vorigem Abschnitt dargelegten Gründen nur vorübergehend in deutschen Händen gewesen, der andere Teil steht noch heute unter den Maßnahmen der Fürsorgeerziehung entweder in Anstalten oder in Dienststellen.

Für eine systematische Darstellung der Erziehungserfolge und -mißerfolge wäre es wünschenswert, die Entwicklung der 90 schon im Kindesalter deutsch Erzogenen genau von Anfang an übersehen zu können. Das ist aber unmöglich. Einmal sind von diesen 90 heute schon 53 über 40 Jahre alt. Die Akten früherer Zeiten geben uns aber nur spärlich Auskunft, denn die Kostenregelung war immer viel wichtiger als der Mensch, für den man diese Ausgaben hatte! Außerdem wissen wir in 52 Fällen von 90 überhaupt nur aus Polizeiakten, Anstaltsregistern oder durch Angaben der Probanden selbst, daß sie bei Deutschen aufwuchsen. Akten ließen sich nicht mehr auftreiben, meist waren sie vernichtet worden, z. T. wurden wohl auch keine geführt. Wir müssen uns also mit dem begnügen, was wir über 38 Kinder erfahren konnten. Dazu kommen noch die Beobachtungen an 21 Kindern, die ich — wie schon erwähnt — längere Zeit in einem Heim untersucht habe.

Wenn auch viele einzelne psychologische Fragen noch offen bleiben müssen, so gibt uns doch das kleine Material über die allgemeine durchschnittliche Leistungsfähigkeit und die sozialen Anpassungsmöglichkeiten dieser primitiven Kinder eine befriedigende und wohl allgemein gültige Antwort, da sich die Resultate des kleinen Materials immer durch die Erfahrung mit 600 Fällen vergleichen lassen, ohne daß hier schon auf große Statistiken eingegangen werden soll.

Von den 90 Kindern wuchsen 10 in einfachen, ländlichen Pflegestellen auf, eins wurde adoptiert. Die übrigen gab man gleich oder nach einigen Jahren in Heime. Es läßt sich — auch wenn man die Erfahrungen an dem Gesamtmaterial mit einbezieht — kein grundsätzlicher Unterschied in der Entwicklung und Lebensbewährung zwischen Heim- und Pflegekindern finden. So sind Zigeunerkinder, die in besonders guten Pflegestellen wie eigene Kinder erzogen wurden und mit Liebe an ihrer Pflegefamilie hingen, später restlos gescheitert — während beispielsweise den besten Erziehungserfolg in Württemberg eine heute 40jährige Zigeunerin zeigt, die von ihrem 9. Lebensjahr an in einem Heim aufwuchs.

Wie verhält sich nun das Kleinkind bis zum 5. Lebensjahr? Es wird fast ausnahmslos beurteilt als: willig, fügsam, bescheiden, verträglich, gutmütig, im Temperament: lebhaft, z. T. sehr wild; in der Entwicklung: normal, oft: besonders aufgeweckt. Diese Kinder sind fast immer die Lieblinge der Pflegefamilie, aber auch der Schwestern in den Heimen. Zweifellos haben die kleinen fremdartigen Geschöpfe meist einen besonderen Charme, dem sich auch nüchterne Gemüter nicht immer entziehen können. Von einem kleinen Kind erwartet man nichts anderes, als daß es das Herz und Auge erfreut, und wenn es darüber hinaus noch leicht lenkbar ist, dann erfüllt es wirklich alle mütterlichen Wünsche.

Mit dem Beginn der Schulzeit setzt eine neue Entwicklungsstufe ein. Die Kinder sind allmählich fähig, eine Aufgabe zu übernehmen, darin scheinen sie sich nicht von den unsrigen zu unterscheiden. Die 6jährigen können ohne weiteres eingeschult werden. Es zeigt sich, daß sie rein leistungsmäßig bis zum 11., 12. Lebensjahr — besonders wenn sie regelmäßig geschult werden — normal bildungsfähig sind. Nur drei Sitzenbleiber fanden wir in den unteren Klassen. Mehrere wurden als sehr gut talentiert bezeichnet und einer als hervorragend



Die Lieblinge der Pflegeeltern.

begabt. Bei diesem trug sich der Bischof von R. sogar mit dem Gedanken, ihn auf seine Kosten studieren zu lassen. Der Plan zerschlug sich aber. Wahrscheinlich hielt man den Knaben charakterlich nicht

für zuverlässig, wie man aus den Führungsberichten schließen kann. Alle anderen zeigten befriedigende, genügende und ausreichende Fortschritte. Auffällig sind nur die Schwierigkeiten, die ihnen das Rechnen in zunehmendem Maße macht. Fast alle, auch wenn sie sonst Durchschnittliches leisten, erreichen darin nur mit Mühe das Klassenziel. Auch die Realfächer sind meist nicht ihre starke Seite. Die Aufsätze sind dürftig. Nur im Singen übertreffen sie unsere Kinder im Durchschnitt. Weit über die Hälfte hat gute und sehr gute Musikzensuren. In der Schule ist man also in den ersten Jahren noch mit ihnen zufrieden. Ihre Betragensnoten sind meist sehr gut, der Fleiß läßt manchmal zu wünschen übrig. Oberflächlichkeit, Leichtfertigkeit, Ablenkbarkeit werden gerügt und nehmen mit dem Alter bei den meisten immer mehr zu, so wie die Leistungen immer mehr abnehmen. In den Unterklassen genügt es, den Lernstoff rein gedächtnismäßig zu erfassen, die Anforderungen an die Denkleistungen sind gering. Von den älteren Schülern verlangt man aber mehr als das Malen schöner, sauberer Buchstaben und fleißiges Auswendiglernen. Hatten sie bisher nur Mühe mit dem Rechnen, so gehen sie jetzt ganz allgemein in ihren Leistungen zurück. Bei der Schulentlassung hat über die Hälfte „das Ziel nur knapp erreicht“. Dabei wird öfter darauf hingewiesen — besonders in den letzten 10 Jahren — daß die Kinder nicht schwachsinnig seien.

Die 21 Zigeunerkinder, die ich in der württembergischen Anstalt untersuchte, zeigten dasselbe Bild. In der Unterklasse hielten die Leistungen den Durchschnitt. Einige waren zwar recht schlecht, dafür aber drei gut. Die beste Schülerin der Unterklasse war sogar eine Zigeunerin! Sie beteiligten sich im allgemeinen lebhaft am Unterricht, hatten Freude an ihren Erfolgen und wollten auch etwas lernen. Die Lehrerin führte allerdings ein sehr strenges Regiment und holte aus ihnen heraus, was nur möglich war. In der Oberklasse aber hörte man von den Zigeunern so gut wie nichts mehr. Sie saßen brav da, schauten den Lehrer treuherzig aber gedankenlos an und schwiegen. Sie fielen in keiner Weise auf, fügten sich anstandslos in die Schulordnung. Die Lehrerin lobte ihre tadellose saubere Schrift, ihr gutes musikalisches Gehör und Gedächtnis, ihre Treffsicherheit im Ton. Vergleich man ihre Aufsätze mit denen der deutschen Kinder, so waren sie auffallend wortarm, ideenleer, unlebendig in der Darstellung, eigentlich nur eine Aneinanderreihung auswendig gelernter Redewen-

dungen. Der Geschichtsunterricht ging ganz über ihre Köpfe hinweg. Wenn z. B. mehrere Stunden über die Entwicklung des 2. Reiches gesprochen wird und die Schüler zusammenfassend einen kleinen Aufsatz schreiben müssen über das, was sie von Bismarck wissen, dann sollte man von einem 16jährigen Mädchen, das seit dem 9. Lebensjahr in einer Anstalt regelmäßig geschult und in der Unterklasse als gute Durchschnittsschülerin beurteilt wurde, doch etwas mehr erwarten als folgendes:

„Bismarck war ein großer Kaiser. Er hat das 2. Reich gegründet.
Er hat Deutschland hoch gebracht.“

Dieser „Aufsatz“, der aus drei Sätzen besteht, ist sehr charakteristisch für die allgemeine zigeunerische Begabung. Man sieht, daß die Zigeunerin das Wesentliche verstanden hat. Sehr genau nimmt sie es aber nicht. Das meiste hat sie „überhört“. Es ist eben zu viel verlangt, wenn wir von dem Kinde eines primitiven „geschichtslosen“ Stammes, der nachweisbar seit Jahrhunderten in seiner sozialen Gliederung noch nicht über die Hordenbildung hinausgekommen ist, innere Anteilnahme oder gar Verständnis für die Historie eines hoch kultivierten Volkes erwarten. Die Anstaltslehrer gaben auch zu: „Zigeunerkinde haben keine geistigen Bedürfnisse. Sie holen sich nie Bücher aus der Bibliothek. Sie stellen kaum Fragen, sie sind nicht tiefgründig. Wenn sie älter sind, nehmen sie die Schularbeiten nicht mehr ernst, halten sie im Grunde für überflüssig, brauchen sie nicht für ihr Leben. Abstraktes Denken fällt ihnen sehr schwer“. Wenn Zigeunerkinde in größerer Zahl beisammen sind, dann fallen dem Lehrer mit der Zeit doch solche gemeinsamen Reaktionen auf, besonders wenn er sich während einer Unterhaltung einmal von einem ganz anderen Standpunkt seine Schüler ansieht.

Eine solche Feststellung wird ihm verständlicherweise schwer, denn er spürt, daß ihm damit der Boden für seine pädagogischen Bemühungen entzogen wird. Er ist auch mehr gewöhnt, das einzelne Kind mit seiner individuellen Begabung und seinen charakterlichen Nuancen zu unterscheiden und zu werten. Und da gibt es natürlich Unterschiede. Aus den 38 Berichten über die heute Erwachsenen ergab sich, daß einzelne Zigeuner sehr schwach begabt sind und von Schul-anfang an versagen, und einige während der ganzen Schulzeit gute Leistungen und Fortschritte zeigen. Dabei muß man sich noch klar

machen, daß diese „sehr guten“ Zigeunerschüler keine schwere Konkurrenz zu bestehen haben. In den Heimen sind sie mit mehr oder weniger defekten deutschen Kindern zusammen, und in den zweiklassigen Schulen abgelegener kleiner Dörfer werden die Anforderungen wohl auch nicht sehr hoch sein. In der Volksschule einer Großstadt würden sie wahrscheinlich kaum Durchschnittliches leisten.

In Württemberg sind in den Städten keine Zigeuner deutsch aufgezogen worden. Nur die Kinder der in den letzten Jahren seßhaft gewordenen Zigeuner mußten die Schulen besuchen. Von diesen hat keines das normale Abschlußziel erreicht. Weiter als in die 6. Klasse kommen sie überhaupt nicht und bis dahin auch nur unter Druck. Freiwillig arbeiten sie nichts. Einer sollte ein Gedicht lernen. Er konnte es nicht. Weinend bat er: „Herr Lehrer, ich kann es nicht merken“. Dieser hatte Mitleid und gab ihm noch zwei Tage Zeit. Als es dann immer noch nicht ging, nahm der Lehrer den Stock und am nächsten Tag ging es fließend. Sie drücken sich wo sie nur können. Sehr oft fehlen sie, aber nie so, daß man sie fassen kann. Immer haben sie eine Ausrede zur Hand. Wenn es ihnen zu mulmig wird, dann bleiben sie weg, „ziehen zu einer Tante“ in ein anderes Stadtviertel und versuchen dort wieder eine Weile sich durchzuschlängeln. Sie fühlen, daß sie nicht recht mitkönnen, darum beteiligen sie sich auch bereits in den unteren Klassen nicht am Unterricht. Sie wollen nicht auffallen, nicht beachtet werden. Sie sind sehr artig, fangen nie Streit an, machen auch keine dummen Streiche. Später wachen sie dann auf, werden bewußt und wollen nicht mehr. „Noch nie hat ein Zigeuner in der Schule gestohlen“ sagte mir ein Rektor einer katholischen Schule, der sehr viel Zigeunerkinder unterrichtet hat.

In manchen Städten ist man dazu übergegangen, Zigeunerkinder in die Hilfsschule zu weisen. Dagegen werden aber nicht nur schulpolitische Bedenken laut, sondern auch vor allem die rein praktischen Erfahrungen, die man gemacht hat. Da die Zigeuner im allgemeinen nicht schwachsinnig sind, verlieren sie sehr bald den defekten Hilfsschülern gegenüber ihre Minderwertigkeitsgefühle, werden dreist und ungezogen.

Das Zigeunerschulproblem bedarf dringend der Erörterung und Lösung. An dieser Stelle kann nicht näher darauf eingegangen werden.

Obiges wurde nur erwähnt, um einen Vergleich mit den deutsch erzogenen Zigeunern zu geben.

Fassen wir das Charakteristische der zigeunerischen Schulleistungen zusammen, so ergibt sich, daß wild lebende Zigeuner kein Bedürfnis und deshalb keinen Antrieb zur Schulung haben und Analphabeten bleiben. Unter allgemeinem staatlichen Druck besuchen sie heute meist die Schulen, erreichen aber nicht die deutsche Volksschulreife. Sie haben weder Lust zum Lernen, noch irgendeinen inneren Antrieb hierfür. Bei regelmäßigem Unterricht und straffer deutscher Erziehung dagegen erreichen aber fast alle Zigeuner, wenn auch vielfach nur knapp — das Abschlußziel. Abstraktes Denken fällt ihnen schwer. Geistige Interessen fehlen vollkommen.

Die nun beschriebenen Situationen und Versuche werden verhältnismäßig ausführlich wiedergegeben, da die aktenmäßig spärlich vorhandenen Unterlagen besonders über die charakterliche Entwicklung manches unerklärbar lassen. Die Seele der Primitiven wird uns im letzten wohl immer unverständlich bleiben, aber in der unfreiwilligen Auseinandersetzung mit der ihnen nicht adäquaten Umwelt können wir wenigstens die Gründe für manche Unterschiede erkennen und die tatsächliche Leistungsfähigkeit in unserer Wertwelt beurteilen. Denn darauf kommt es letzten Endes an: Wie weit sind diese Primitiven eingliederungsfähig, und wie weit dürfen wir sie überhaupt — vor allem in unserem eigenen Interesse — eingliedern?

Um die ganze psychologische Situation zu beleuchten, folgen nun einige Beispiele:

Als die VL. die Zigeunerkinder aufsuchte, waren diese zuerst sehr scheu, zurückhaltend und verschlossen. Beobachtete sie eines nur wenige Augenblicke, entschwand es wie ein Wiesel aus ihrem Blickfeld. Sie versuchte sich mit zwei der älteren Kinder, „Zweigerli“ und „Dudela“ zu unterhalten, was zuerst mißlang. Außer einem geflüsterten „Ja“, oder „das weiß ich nicht“ war nichts aus ihnen herauszubekommen. Als die VL. sie dann in ihrer Sprache anredete, lachten sie unsicher und verschämt. Sie wußten nicht mehr sehr viel davon, die meisten Worte hatten sie vergessen, weil sie in dem Heim nur deutsch reden durften. Aber was sie da nach zwei Jahren zum erstenmal wieder hörten, war ihnen vertraut, war ihr Eigenes. Während die ältere Dudela, beschränkter in ihrer geistigen und psychischen Verfassung,



Zweigerli.



Dudela.

der neuen Situation unsicher gegenüber blieb, und nur langsam etwas Zutrauen faßte, schenkte der intelligente, aufgeweckte 14jährige Zweigerli in wenigen Minuten sein Vertrauen. Die Maske des dressierten Zöglings fiel, und der kleine Zigeuner gewann schnell seine naive Sicherheit zurück. Verstandesmäßig wußte er nichts mit der VL. anzufangen, aber das beunruhigte ihn wohl nicht im geringsten; gefühlsmäßig zählte er sie mehr zu den Seinen als zu den Gadji, den Fremden, den Feinden — da sie ja seine Sprache verstand. Und so erzählte er mit einigen nun doch auf die Gadji bezogenen moralischen Verschönerungen — mit Stolz und Vergnügen, sprachlich nicht immer ganz richtig, im ganzen aber ziemlich flüssig, die Abenteuer seiner Flucht. Sie schieden als Freunde.

Während die VL. sich am ersten Tag absichtlich nicht weiter mit den Kindern abgab, sondern die Akten durchsah und die Erzieher nach ihren Beobachtungen befragte, hatte die kleine Sippschaft Zeit, sich auf ihr Dasein einzustellen. Man denke nicht, daß sie sich mit „zigeunerischer Aufdringlichkeit“ an sie herangemacht hätte. Die VL. machte dieselben Beobachtungen wie bei den erwachsenen Zigeunern — daß der persönliche Kontakt mit einem — auch dem Führenden — wohl die freundliche Zuwendung der ganzen Gesellschaft zur Folge hat aber noch lange nicht die persönliche Sympathie und das Entgegenkommen des einzelnen. Jeder wartet mit unverkennbarem Stolz auf ein persönliches Zuwenden und wird sich nie, wenn es ihm nicht zuteil wird, danach drängen. Während ein Teil der deutschen Kinder zutraulich oder neugierig eine Begegnung mit der VL. suchten, kam nicht eines der Zigeuner spontan zu ihr heran, nur liefen sie nicht mehr gleich weg, wenn sie auftauchte.

Im ganzen fiel zuerst die körperliche Gewandtheit und Geschmeidigkeit auf. Jede Bewegung löste sich aus dem ganzen Körper: Der weiche, gleitende Gang einiger Jungen erinnerte an den der Katzen. Während man Schuhe und auch Stiefel an Kinderfüßen durchaus als passend, meist gar nicht beachtet, fiel das Schuhwerk an den weichen Füßen der Zigeuner unorganisch, hemmend gleich ins Auge. Trotz kühlen Wetters zogen sie es auch immer vor, barfuß zu laufen. Die Schuhe empfanden sie wohl noch als Fremdkörper, während sie sich der Ordnung und Sauberkeit der Gadji inzwischen so gut angepaßt hatten, daß sie sich in den blitzblanken, geraden und etwas steifen Sonntagskleidern besonders schön vorkamen und die weichen, lockeren,

ein wenig zigeunerisch gelösten Werktagskleider — zumindest nach außen — gering schätzten.

Reigentänze liebten sie glühend. Sie vergaßen sich im Rhythmus des Liedes und im Spiel der Glieder, daß sie die Beobachterin mitsamt der gefürchteten Kamera nicht mehr sahen. Eine weiße Blume hatte sich Maila ins Haar gesteckt, das sich langsam aus den straffen



Maila.

Zöpfen löste. Das zwölfjährige Schulmädchen war eine wild tanzende Bajadere geworden. „Zigeunerblut“ sagten die Erziehungsschwester verlegen lächelnd, wie um Entschuldigung bittend, ohne sich dem Reiz dieser Natürlichkeit und Harmonie ganz verschließen zu können. Da hatte das Kind die Zuschauer gesehen, errötete, das Gesicht spannte sich abweisend, und sie tanzte nun unbeteiligt und fast linkisch weiter. Sie schämte sich, vielleicht unbewußt, daß sie sich gezeitigt und vergessen hatte. Nicht so ausdrucksvoll, aber im ganzen doch ausgeglichener, flüssiger, ungehemmter in den Bewegungen als die Deutschen tanzten alle Zigeunermädchen. Die langen vielen Verse konnten sie nicht vollständig behalten, aber das störte ihre Freude nicht.

Die Knaben zeigten beim Ringen die gleichen körperlichen Eigenarten. Die VL. ließ sie dem Alter und der Größe nach sich mit den

Deutschen messen. Während die bodenständigen Deutschen fest auf beiden Füßen, stramm gespannt, mit gesammelter Kraft den Angriff meistens übernahmen, erwarteten die Zigeuner diesen mit ganz gelösten Gliedern in lässiger oder ein wenig geduckter Haltung, um dann mit blitzschneller Reaktion auszuweichen, den Gegner geschickt zu umklammern und ihn niederzureißen. Und tatsächlich siegten, mit Ausnahme des phlegmatischen Kajetan, die Zigeuner über ihre deutschen



Jani.

Partner. Beim Endkampf zwischen den Siegern blieben als letzte der zarte Zweigerli und der schwere Jani. Dreimal verhakten sie sich ineinander, bis schließlich der 14jährige Zweigerli plötzlich zusammenbrach, laut aufschrie: „Mein Knie, mein Knie!“ und in jämmerlich, wimmerndes Weinen verfiel. Jani ließ sofort ab. Der anwesende Arzt befürchtete eine Verrenkung oder Zerrung des Gelenks. Er konnte aber nichts feststellen. Auf dem Heimweg zog Zweigerli sein Bein noch eine Viertelstunde steif hinter dem anderen her. Bjs er zu Hause war, hatte er aber den „schweren Unfall“ und die Schmerzen vergessen und lief wieder mit seinem Freunde vornweg.

Beide Beobachtungen wurden beim Wettlaufen und Fußballspielen bestätigt. Ueberaus flink und leicht eilten sie den anderen zuerst weit voran, ließen aber meist vor dem Ziel nach, besonders wenn sie über-

holt wurden, gaben sie sofort nach und das Rennen auf. Trotzdem liefen sie im Durchschnitt besser als die Deutschen, wie folgende Aufstellung sehen läßt:

	Zahl der Dtsch.	Zahl der Zigeuner	1. Sieger	2. Sieger	3. Sieger
Große Knaben	10	2	Dtsch.	Zigeuner	Dtsch.
Kleine Knaben	12	1	Zigeuner	Dtsch.	Dtsch.
Große Mädchen	9	3	Zigeuner	Dtsch.	Zigeuner
Kleine Mädchen	11	4	Zigeuner	Dtsch.	Dtsch.
Summe	42	10	3 Zig. 1 Dtsch.	3 Dtsch. 1 Zig.	3 Dtsch. 1 Zig.

Beim Ballspielen hielten sie sich stets aus der ärgsten Rempelei heraus und beschäftigten sich lieber mit dem Ball, wenn er weiter herausfiel, und sie ihn ohne Gefahr leichtfüßig erreichten.

Nach wenigen Spielen verdrückten sie sich vorsichtig und fanden sich einer nach dem anderen an einem Bach zusammen. Zweigerli hatte eine Blechbüchse aufgetrieben. Alle standen barfuß im Wasser und fingen kleine Fische — mit der Hand. Die deutschen Kinder, die sich dann auch einstellten, sahen bewundernd vom Ufer aus zu. Wankerli erzählte später, daß sein Vater mit dem Messer nach größeren Fischen warf. Hasen könne man auch mit der Hand fangen. Er schilderte, wie er sich bei gutem Wind einmal an einen herangeschlichen und sich dann darauf geworfen habe. Man müsse aber sehr aufpassen, da die Hasen kräftig zubissen. (Vielleicht war es ein sehr altes oder angeschossenes Tier.)

Ihr körperlicher Bewegungsdrang ist sehr groß. An vielen Abenden gab die Freistunde bei schönem Wetter Anlaß zu einer großen Toberei, besonders wenn die Mädchen am Nachmittag nähen und flicken mußten.

Die 16jährige Dudela nahm ein vierjähriges, sehr zartes Artistenkind auf den Arm und ließ es Kunststücke machen, so lange bis es zu weinen anfang. Dann drückte und küßte sie es, bis es lachte, und dann begann das Spiel wieder von vorne. Das konnte sich 6—7mal wiederholen. Dazwischen kam die 12jährige Rutla und wollte mit der Kleinen spielen, diese zog aber Dudela vor. Das Kind warfen sie sich wie einen großen Ball durch die Luft zu. Dann kam Buberli dazu, neckte seine Schwester, die nahm einen Stecken und sprang ihm nach — immer mit dem Kind auf dem Arm. Die 7jährige

Gustela raste wie eine kleine Furie mit einem kurzen Balken im Arm heran. Schmiß ihn ein Stück vor sich hin, warf die Arme hoch, juchzte laut auf, sprang nach, nahm ihn auf, um ihn wieder weiter zu werfen. Das dauerte neun Minuten ohne Pause! Dann sammelte sie sich Holzbretter, schichtete sie auf und sprang nun ununterbrochen, ganz mit sich beschäftigt, darüber, bis ihr 11jähriger Bruder kam, der gerade ein Brett brauchte, um seine große Schwester Dudela damit zu schlagen. Gustela schrie laut vor Zorn über die Störung, nahm ihren Balken und ging damit auf den Bruder los. Alles lachte, tobte, scherzte durcheinander.



Rutla.

Die Erzieherinnen ließen sie gewähren. Sie hätten soviel Unruhe im Blut, das müßte immer einmal heraus. Sie erzählten, daß die Mädchen alle gut stricken lernten, die eine schneller als die andere, entsprechend ihrer allgemeinen Auffassungsgabe. Talent dazu hätten sie alle, nur kein Sitzfleisch. Schon zwei Siebenjährige konnten selbständig Strümpfe stricken ohne Fehler und ohne zu fragen. Auch alle Näharbeiten lernten sie. An die Nähmaschine ließ man aber nur einzelne heran, damit würden sie schwerer fertig. Viel erklären brauche man nicht, sie sähen alles ab und machten es nach. Für Haus- und Küchenarbeit seien die Mädchen gut zu gebrauchen. Im allgemeinen eigneten sie sich mehr für grobe Arbeit. Die Wirtschafterin lobte ihren Fleiß. Sie hätten aber nicht sehr große Ausdauer, ließen sich leichter

gehen als andere. Alle naschten. Man könne es ihnen nicht abgewöhnen, während andere Kinder es schließlich doch ließen, auch wenn sie sehr schwierig seien.

Die Knaben wurden vor allem für Arbeiten im Stall, im Garten und auf dem Feld verwendet, für körperlich schwere Arbeit seien sie im allgemeinen nicht zu gebrauchen. Am besten arbeiteten sie im Garten, auch gingen sie gut mit dem Vieh um. Im Durchschnitt hätten sie mehr Interesse an der Pflege von Tieren und Pflanzen als andere Kinder. Im ganzen seien ihre Leistungen aber bescheiden. Sie hätten so wenig Ausdauer, man müßte immer hinter ihnen her sein. Auch überlegten sie ihre Arbeit zu wenig und liebten die Abwechslung. Nur bei Sammelarbeiten im freien Gelände seien sie unübertrefflich. Stets brächten Zigeunerkinder — Knaben und Mädchen — doppelt und dreifach so viel Hagebutten und Heidelbeeren nach Hause wie andere Kinder. Bei Spaziergängen im Oktober und November fänden sie immer noch Haselnüsse, wenn andere Kinder und auch Erwachsene überhaupt keine mehr sähen.

Wir konnten uns mehrfach von der Richtigkeit dieser Angaben überzeugen. Folgende Beobachtung bestätigt, daß Zigeuner für Dinge ihres Interessenkreises, bei Aufgaben, die ihren körperlichen und geistigen Kräften angepaßt sind, erstaunliche Ausdauer und Zielsicherheit entwickeln können.

I g e l s u c h e n .

Nach einer längeren Regenzeit wurde das Wetter wieder freundlicher und an dem ersten sonnigen Herbsttag sagte die VL. zu dem 14jährigen Zweigerli: „Wir wollen heute mittag Stachelengero suchen und dann im Wald braten. Verrate aber noch nichts den anderen, ich muß erst die Oberin fragen, wir nehmen nur die großen Buben mit.“ Vor Freude schlug er die Hände zusammen, hüpfte von einem Bein auf das andere und versprach den Mund zu halten. Als die VL. nach einer Stunde auf den Hof ging, kamen ihr schon die Zigeunerbuben geschlossen entgegen. Um die Stärke der Versuchung, der Zweigerli erlegen war, richtig einzuschätzen, muß man wissen, daß der Igelbraten der größte Leckerbissen eines Zigeuners ist und eine Art Nationalgericht für ihn bedeutet. Das Zusammengehörigkeitsgefühl mit den Stammesbrüdern und das Mitteilungsbedürfnis, das durch die in Aussicht gestellte Freude des freien Suchens im Wald, des Herumhockens um das vertraute Feuer und des unvergleichlichen Schmauses geweckt worden war, mußte stärker sein als die verpflichtende Bindung an eine Fremde trotz guten Kontakts mit ihr.

Beteiligt waren: Zweigerli (14jährig), Kajetan (14jährig), Jani (13jährig), Wankerli (11jährig) und Buberli (11jährig).

Wankerli erinnerte noch daran, daß man Streichhölzer mitnehmen müsse. Er war der zutraulichste. Die anfängliche Schüchternheit der anderen war aber auch bald überwunden. Auf die Fragen nach dem Leben mit den Eltern und Geschwistern antworteten sie ungehemmt, berichteten von Kinobesuchen und Streichen, die sie ausgeführt. Als die VL. fragte, wo man wohl am ehesten Igel fände, schlug Zweigerli vor, dahin zu gehen, wo er schon einmal zufällig ein Nest mit Jungen entdeckt hatte. Alle waren gleich eifrig beim Suchen, die drei Großen am meisten, sie stolchten jeder für sich allein los. Buberli und Wankerli standen kaum nach, nur war ihnen auch noch daran gelegen, die VL. mitzunehmen. Sie wußten alle, daß die Tiere sich am Waldrand oder auch am Feldrain unter halbhoherm Gebüsch ihr Nest bereiten. Jeder hatte sich einen Stecken zurechtgebrochen, damit durchstößerten sie die Dickichte und scheuten dabei nicht die Dornen. Wie Tiere auf der Jagd warfen sie sich in die Sträucher und durchwühlten den Boden mit den Stöcken und zuletzt mit den Händen. Ein paar Nester fanden sie auch, aber leere. Eineinhalb Stunden waren sie nun schon unterwegs. Der Jagdeifer war aber trotz allen Mißerfolges noch nicht erloschen. „Wie schön wäre es“, meinte Zweigerli, „wenn wir jetzt ein Feuerle hätten und alle drumrum säßen und den Igel braten täten.“ Keiner wollte das Suchen aufgeben, und so schlugen sie sich durch den Wald über einen Bach nach der anderen Höhe. Sie fanden den Weg quer durch den Wald. Zweigerli war der anerkannt Führende, der „Hauptmann“. Die anderen folgten ihm.

So selbstvergessen unempfindlich gegen kleine körperliche Schmerzen sie sich beim Suchen im Gestrüpp gezeigt hatten, so hilfsbereit und unaufgefordert aufmerksam waren sie beim Durchqueren des unwegsamen Geländes. Wankerli gab der VL. die Hand, wenn ein schwieriger Abstieg kam, Kajetan hielt die Zweige, die ihn eben gerissen hatten, auseinander wenn die VL. hinter ihm war. Zweigerli sprang zurück und zog sie den lehmigen Abhang hinauf. Als sie mit Gummischuhen leicht zurückglitt, prüfte Jani kritisch den Weg: „Da kommt das Fräulein nicht rauf.“ Oft brachte Wankerli Haselnüsse, die er (Mitte Oktober) fand. Ein morsch und faul gewordener kleiner Baum wurde von allen fünf mutwillig prahlend umgelegt, dann stolchten sie weiter. Auf der Lichtung angekommen, liefen die drei Großen wieder auseinander. Buberli und Wankerli suchten auch noch eine Weile, aber dann zogen sie die Unterhaltung mit der VL. vor. Sie sahen sich nach einer geeigneten Feuerstelle um, trotzdem sie meinten, daß die anderen wohl nichts mehr fänden. Nach einer Stunde vergeblichen Suchens kehrten die Großen zurück. Noch einmal wollten sie es auf der anderen Seite des Dorfes versuchen. Man mußte durch das Oberdorf hindurch und Zweigerli riet, rechtzeitig die Stöcke wegzuerwerfen. Er hielt es für sicherer, „damit keiner was merkt!“

Sie glaubten jetzt alle nicht mehr recht, daß sie Glück mit dem Finden haben würden, weil jetzt eine schlechte Zeit sei, die Igel machten sich die

Winternester und wären unter der Erde. Aber sie wollten es doch noch einmal versuchen. Es wäre ja ihr höchstes Glück gewesen, den Igel am Feuer zu braten — abgesehen davon, daß sie natürlich lieber frei umherstreiften als im Heim arbeiteten. Und dann fühlten sie sich, Zweigerli wenigstens, etwas blamiert, da sie am Anfang so siegessicher gewesen waren.



Buberli.



Kajetan.

Die beiden Kleinen blieben nun gleich bei der VL. und setzten sich auf einen Wiesenhang. Die Knaben fingen an herumzutollen, Purzelbaum zu schlagen und den Hang herunterzutollen. Dann kletterte Buberli auf einen Apfelbaum, er wollte „Kunststücke machen“ und schwang sich in die höchsten Aeste. Dort blieb er mit seinem angeschmiegtten, weichen Körper in dem graugrünen Anzug wie ein Chamäleon in der halbentblätterten Krone hängen; auf einige Entfernung hätte man ihn nicht entdecken können. Im Uebermut wippte er die Aeste, ein Apfel fiel herunter. Wankerli sollte nachkommen und auch Kunststücke machen. Der getraute sich aber nicht, mit ihm da oben herumzukaspersn und blieb in den unteren Zweigen. Dann stiegen sie herunter, legten sich ins Gras und aßen Aepfel. Inzwischen kamen Zweigerli und Jani zurück. Sie hatten es endgültig aufgegeben, nur Kajetan konnte noch nicht aufhören. Er ging noch einmal fort. Zweigerli prüfte kritisch den Apfelbaum, auf dem sein Bruder eben herumgeklettert war — es standen noch mehrere Bäume in der Nähe. „Wo sind die drei Aepfel“, fragte er streng, und da ging der VL. der tiefere Sinn der „Kunststücke“ auf. Sie balgten sich noch eine Weile zu viert auf der Wiese, bis Kajetan das Suchen nach 20 Minuten auch aufgab.

Auf dem Heimweg fanden sie viele Aepfel am Rande der Landstraße und versuchten sich damit über den vergebliehen Igelfang hinwegzuträsten. Sie vergnügten sich noch damit, einmal der VL. Aufgaben zu stellen und sie Rätsel lösen zu lassen, wobei sie die Antwort oft schon in der Frage vorwegnahmen. So fragte z. B. einer, wie man getrocknetes Heu mit drei Buchstaben nenne. Oder Zweigerli protzte: „Da kriegen Sie 100 Mark von mir, wenn Sie das bis heute abend raus kriegen: Gebohrt und Geschoben, hat Graf und Fürsten betrogen, aus Tochter Mutter geworden.“ Er freute sich kindlich, daß die VL. erklären mußte, daß sie sich nichts dabei denken könne. Auf den Versuch, wenigstens die Symbolik klarzulegen, ging er nicht ein und meinte nur gönnerhaft, dann werde er etwas sagen, aber nicht alles: „Is ein Mann gewesen und ein Fräulein, die waren in zwei Zellen eingesperrt. Der Graf hat der immer zu essen gegeben und dem Mann nichts. Der sollt verhungern. Dann ist er aber nicht verhungert. Zuletzt hat er Gift in die Suppe bekommen und ist gestorben. Nun hab' ich Ihnen soviel gesagt, das müssen sie rauskriegen. Sehen Sie, sehen Sie, das wissen Sie nicht, da müssen Sie sich mal anstrengen. I sag's nicht.“ Er war dann auch auf keine Art zu bewegen, die Lösung des Rätsels preiszugeben. Einen Sinn muß es trotz der Entstellung gehabt haben, denn die anderen Buben kannten es auch.

Diese fünf Zigeunerknaben haben sich bei dem Versuch so typisch zigeunerisch benommen, daß es sich wohl lohnt, einzelne psychologische Gesichtspunkte einmal anzuführen:

Sie bewiesen in dieser Situation **Vorsorge** (Streichhölzer, Steckenwegwerfen), **verwerteten ihre Erfahrungen** (Nester), **sammelten und entdeckten mit großer Findigkeit alles Ebbare** (Aepfel, Haselnüsse), **tarnten schlaue einen kleinen Uebergriff auf Unerlaubtes** (3 Aepfel), **verließen sich auf ihren guten Ortssinn** (Durchqueren des Waldes), **zeigten dem Alter entsprechend beachtenswerte Ausdauer** (4 Stunden bei geringer Erfolgsaussicht) und **Hingabe an die Aufgabe** (Ertragen körperlicher Schmerzen trotz sonstiger Wehleidigkeit), **versuchten ihren Mißerfolg auszugleichen durch Erfolge auf anderem Gebiet** (Rätselraten), **erkannten dabei aber nicht ihre gedankliche Unklarheit**.

In ihren sozialen Beziehungen zeigten sie **echte Gruppenbildung** (Anerkennung des Intelligentesten und Unterordnung), **Hilfsbereitschaft und Rücksichtnahme** (gegenüber einem Erwachsenen), **keine unbedingte Zuverlässigkeit gegenüber einem Deutschen** (Schweigeversprechen)* **trotz guter Kontaktfähigkeit**.

Als die VL. den Erziehungsschwestern von ihrer Beobachtung erzählte, meinten diese — es war gerade Kartoffelernte —, es wäre sehr erfreulich, wenn die Zigeuner auch einmal beim Kartoffellesen etwas mehr Ausdauer hätten, und wenn sie sie nicht immer antreiben müßten. Daß sie Ausdauer dabei entwickeln konnten, wenn ein Fremdantrieb für diese mühsamere Arbeit gegeben wurde, bewies der nächste Tag.

Die VL. setzte acht Geldpreise für vier Gruppen aus (1. und 2. Preis für große und kleine Knaben und Mädchen). Beteiligten durften sich auch alle Deutschen. Da es sich schon während der Arbeit zeigte, daß die Zigeuner die flinkesten waren, gaben die deutschen Fürsorgezöglinge den Wettbewerb meist auf und spöttelten: „Das machen die auch nur heute“. Damit hatten sie wohl nicht unrecht, die Arbeit war den Zigeunern eigentlich zu anstrengend und langweilig. Nur die Hoffnung auf den Gewinn einer kleinen Geldsumme, die ihnen sonst nie zuteil wurde, vermochte den nötigen Antrieb zu wecken*).

Zweigerli konnte sich nicht beteiligen, da er an diesem Tage zum Aepfelpflücken angesetzt war. Die VL. setzte deshalb noch zwei Preise aus für die besten Pflücker. Wie erwartet übertraf Zweigerli die anderen Kinder weit. Es soll aber nicht unerwähnt bleiben, daß er auch sonst der beste Helfer bei der Aepfelernte war. Diese Arbeit ist körperlich nicht so anstrengend wie das Kartoffellesen, erfordert Gewandtheit und ist für den Pflücker „lohnend“. Da er auch sonst fleißig und anständig dabei war, nahm es die Erziehungsschwester mit dem Naschverbot dabei nicht so genau.

Auffallend war die bessere und solidere Sammelarbeit der Mädchen. Der Eifer der Knaben hatte kaum bei einem gleichmäßig angehalten (außer Zweigerli). Am schlechtesten schnitt Kajetan ab, der beim Igelfang der Ausdauerndste gewesen war! Nur einen Eimer brachte der 14jährige mehr als seine 7jährige Base, die wilde Gusteli! Durch diesen Versuch wurde die Erfahrung der Erzieherinnen bestätigt, die die Mädchen im allgemeinen für erziehungsfähiger hielten als die Knaben. Sie seien auch leichter an Ordnung und Sauberkeit zu gewöhnen.

Beachtenswert war die Feststellung, daß von 21 Zigeunerkindern nur fünf unerziehbar schlampig blieben. Von diesen fünf waren noch drei landläufig dumm, bzw. debil. Die Kinder lernen nicht nur ihre

*) S. Tabelle S. 64.

Leistungskartoffellesen.

Eimer- zahl	Abstammung, vgl. S. 36	Ausdauer
	M ä d c h e n	
55	16jähr. ZM + (Dudela)	} stand zuerst beiseite, dann fing sie an und war gleichbleibend flink; sehr geschmeidig
27	12jähr. ZM + (Maila)	
je 25	16jähr. MZ und 14jähr. Deutsche	von Anfang an eifrig und ordentlich gearbeitet
25	10jähr. Jenische	stand erst zur Seite, dann aber sehr eifrig
22	9jähr. ZM -	wechselnd fleißig
je 22	10jähr. ZM + und 8jähr. ZM +	stetig, fleißig
je 19	13jähr. Deutsche und 12jähr. Jenische	} von Anfang an fleißig
je 18	15jähr. Jenische und 13jähr. Jenische	
18	8jähr. ZM +	von Anfang an fleißig, auffallend ehrlich
je 11	8jähr. Jenische und 7jähr. ZM + (Gustela)	von Anfang an fleißig und flink, etwas oberflächlich
8	8jähr. ZM +	sehr wechselnd
7	7jähr. ZM +	sehr wechselnd, lahm
	K n a b e n	
je 44	14jähr. Jenischer und 13jähr. Deutscher	stetig
je 40	14jähr. ZM + und 14jähr. Jenischer	vorwiegend stetig
36?	12jähr. ZM -	} wechselnd
je 36?	13jähr. ZM + (Jani) und 13jähr. Jenischer	
je 24	12jähr. Deutscher und 9jähr. ZM +	
15	11jähr. ZM + (Buberli)	
12	11jähr. Jenischer	
12	14jähr. ZM + (Kajetan!)	

Sachen ordentlich behandeln und sich körperlich zu pflegen — bis zu einem gewissen Grade läßt sich auch eine geistige Ordnung erreichen. Spielend lösten 6 und 7jährige Zigeunerkinder Testaufgaben, die sie systematisch begannen, während dieselbe Arbeit erwachsenen aber wilden Zigeunern mehr oder weniger Schwierigkeiten bereiteten, weil sie planlos daran gingen. Wir sehen daraus, daß Zigeuner durch geschickte und konsequente Erziehung fähig sind, etwas geordnet zu tun, ebenso wie sie beim Kartoffellesen fleißig sein konnten. Es muß nur geübt sein und ein Druck dahinter stehen: der Wille eines Stärkeren oder der eigene Wunsch nach einem greifbaren Gewinn. Nur so läßt sich diese Beobachtung an den deutsch erzogenen Kindern in Einklang bringen mit der Tatsache, daß gerade die Unordnung und Unsauberkeit das erste ist, was einem beim Betreten eines Zigeunerplatzes oder einer Zigeunerwohnung auffällt. In der Bedürfniswelt des Zigeuners spielt die Ordnung keine Rolle, sie ist nicht notwendig. Da er aber „wie jedes Lebewesen soviel Sinn für Ordnung hat wie für seine jeweilige Lebensführung notwendig ist“, entwickelt er bei dem Halt der deutschen Erziehung normale Ordnungsfähigkeit. Sich selbst überlassen, fehlt ihm aber jeder Sinn für geordnetes Tun und planvolles Leben.

Die Grenzen ihrer intellektuellen Begabung wurden in großen Zügen schon bei ihren Schulleistungen gezeigt. Auf die Tests, mit denen ihre entsprechenden Fähigkeiten und Anlagen geprüft wurden, soll hier nicht eingegangen werden. Die Ergebnisse decken sich im ganzen mit den Schulerfolgen. Bemerkenswert ist noch, daß die bescheidenen geistigen Leistungen nicht nur durch den Beginn der Pubertät, dem Erwachen des Trieblebens, ihr Ende finden, sondern schon einige Zeit früher. Die Grenze wird sichtbar bestimmt durch die Anforderungen des auf das deutsche Kind eingestellten Schulplanes. Später eingeschulte Zigeuner können in der Unterklasse auch als 13- und 14jährige durchschnittliche, z. T. gute Leistungen erreichen, während die meisten 12- und 13jährigen in der Oberklasse fast vollständig versagen. Denn die außerordentliche geistige Entwicklung — in Bezug auf Abstraktionsfähigkeit, logisches Denken, kritische Fähigkeit — die nach H e t z e r für das deutsche Kind zwischen dem 9. und 11. Lebensjahr einsetzt, fehlt beim Zigeuner. Meine Beobachtungen schließen sich damit all denen zahlreicher Forscher an, die einen früh-

zeitigen geistigen Entwicklungsstillstand niederer Naturvölker im Vergleich zum Europäer zu erkennen glauben.

An dieser Stelle soll nur noch ein Versuch das Gesagte anschaulich machen:

Matadorbaukasten.

Zu Versuchszwecken hatte ein großer Matadorbaukasten drei Wochen sichtbar auf einem Tisch gestanden. Die Kinder hatten die Sachen öfters durchgemustert, auch mal in den Kasten hineingesehen. Nie hatte einer der Knaben den Wunsch geäußert, damit zu bauen. Das Spiel war ihnen bekannt. Sie hatten ein kleineres früher im Heim gehabt.

An einem verregneten Sonntagnachmittag überlegte die VL. mit den Kindern, was sie spielen sollten. Sie schlug den Matadorkasten vor. Die allgemeine Zustimmung war etwas zurückhaltend, man fügte sich brav der Aufforderung. Da der 14jährige Zweigerli, der intelligenteste der Zigeunerknaben, aber jubelte und die VL. wissen wollte, wie sie sich bei diesem bei deutschen Kindern sehr beliebten Spiel anstellten, wurde der Versuch durchgeführt. Zweigerli bat gleich um die Erlaubnis, seinen deutschen Freund zu holen. Die Vorlagehefte wurden durchgeblättert. Der 14jährige Deutsche — übrigens der netteste und anständigste der Fürsorgezöglinge — machte sich mit echtem Jungeneifer sehr bald an den Bau eines bewegbaren Kranes. Er bastelte den ganzen Nachmittag, ließ sich kaum Zeit zum Abendbrot, erbat von der Schwester noch eine Stunde Sonderurlaub vor dem Schlafengehen und ärgerte sich dann sehr, daß er an diesem Tage doch nicht ganz fertig wurde. Zweigerli blätterte lange unentschlossen, wählte dann ein großes Modell, das auf den ersten Blick leicht konstruierbar schien. Als die VL. die anderen Zigeunerknaben fragte, ob sie denn nicht auch etwas bauen wollten, schüttelten sie die Köpfe, sie könnten das nicht, sie wollten lieber zusehen. Zweigerli kam bald — trotz Hilfestellung — nicht weiter. Er ließ sich aber nicht verdrießen, stellte fest, daß diese und jene Steine für den Bau fehlten, deshalb müsse er etwas anderes machen. Endlich entschloß er sich zu einem kleinen, einfachen Modell, einem Steinklopfer (den einzigen Menschen, den das Vorlageheft zeigte!). Als er mit viel kameradschaftlicher Unterstützung seines Freundes schließlich den Mann zusammengebaut hatte und dieser sogar eine Bewegung vollführen konnte, war der 14jährige Knabe überwältigt von diesem Leistungseffekt und prahlte stundenlang damit herum.

Angeregt durch den „großen Erfolg“ seines Bruders, entschloß sich auf Zureden der VL. der 11jährige Buberli am nächsten Tag dazu, auch so einen Steinklopfer zu bauen. Es war erstaunlich, wie wenig Beobachtungsgabe der Knabe für diese technischen Formen bewies: Kein Augenmaß, kein Blick für Hinter- und Vorderseite der Figur, schließlich nagelte er noch den Klopfer, der beweglich auf den Amboß schlagen sollte, auf diesem fest. Zu Ende baute ihn der Deutsche. Fünf Zigeunerknaben waren an dem zweiten Nachmittag, den sie für diese Aufgabe besonders frei bekommen hatten, beisammen. Zeitweise ließ die VL. sie allein und beobachtete sie nur durch

einen Türspalt. Sie beschäftigten sich lange unermüdlich mit einem Schwebebrett, über das eine Kugel geschickt balanciert werden mußte. Schließlich wurde Allotria getrieben, geschwätzt und zum Schluß ohne Aufforderung mit großem Eifer und sehr ordentlich der Matadorkasten eingeräumt.

Dieses echte Jungensspiel sprach die primitiven Kinder also nicht an. Hätte man sie nur in dieser Situation beobachtet, würde man geneigt sein, sie für schwachsinnig zu halten. Man hat den Eindruck, daß sie ebenso wie viele geistig defekte Kinder gar nicht fähig sind, optisch differenzierte Gestaltungen wahrzunehmen, daß ihnen die einzelnen Bauteile kaum unterschiedlich erscheinen und das Bild der Vorlage für das Auge ein wenig gegliedertes mehr komplexes, diffuses Ganze bleibt.

Daß wir es bei den Zigeunern nicht mit geistig defekten Menschen zu tun haben, konnten die angeführten Beobachtungen wohl deutlich zeigen. Wohl aber sind es Menschen, deren enges Wahrnehmungsfeld im wesentlichen durch recht einfache Lebensbedürfnisse begrenzt wird. Innerhalb ihres Umfeldes verhalten sie sich durchaus „normal“. Sie können dann gute Beobachtung, ausgezeichnetes Gedächtnis, Ehrgeiz, Ausdauer und Zielfestigkeit an den Tag legen. Es ist sehr bezeichnend, daß die Zigeuner bei dem Versuch mit dem Matador-Baukasten — gestützt durch die stärkere Vertretung ihrer Stammesgenossen — einen eigentlichen Mißerfolg in der ihnen aufgenötigten Situation nicht erlebten, sondern den Wettbewerb im Grunde ablehnten. Die Aufgabe lag jenseits der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit. Sie fühlten sich durch ein Versagen auf diesem Gebiete nicht in ihrem Selbstgefühl verletzt. Wenn man ein etwas hinkendes Beispiel zur Veranschaulichung heranziehen will — bei dem folgenden handelt es sich um einen Vergleich innerhalb eines Kulturkreises — so denke man an einen Geisteswissenschaftler, der die großen Forschungsergebnisse des Technikers bewundert; wollte man aber eine entsprechende Leistung auf diesem ihm fremden Gebiet von ihm fordern, so würde er ein solches Ansinnen nur lächelnd ablehnen, ohne sich durch das Bekenntnis zu seinem Unvermögen bei einer ihm wesensfremden Aufgabe beschämt zu fühlen. Ähnlich empfindet der Zigeuner — solange er in enger Beziehung zu seinen Artgenossen steht — die geistige Ueberlegenheit der „Gadji“ nicht bedrückend. Er anerkennt sie ohne weiteres. Im Gegenteil hält er den „Gadjo“ eigentlich für den „Dummen“, weil er arbeiten muß, während er, der „Sinto“, ein freier Mann ist, der es nicht nötig hat,

im Schweiß seines Angesichtes sein Brot zu erwerben. Heimlich verachtet er den „Gadjo“.

Wie reagiert nun aber ein solcher Primitiver, wenn er ohne Bestätigung durch seine Artgenossen in einer ihm fremden Umwelt aufwächst, in der er ständig überfordert wird? Wie bildet sich unter diesen besonderen Umständen seine innere Haltung, wie entwickeln sich seine sozialen Beziehungen?

Wenn man in ganz einfacher Weise unter dem Charakter eines Menschen den bleibenden Kern seiner Persönlichkeit, seines Wesens verstehen will, der anlagemäßig entweder fest und unbeeindruckbar oder gut bildbar oder formlos zerfließend gegeben ist, so kommen wir beim Zigeuner, und erst recht beim Zigeunerkind, zu dem Schluß, daß sich bei ihm wenig findet, was sich als Charakter fassen läßt. Es fehlt ihm an Eigenständigkeit, an Eigenwillen. Dementsprechend bereitet es bei richtiger Führung wenig Erziehungsschwierigkeiten. Nach Ueberwindung der anfänglichen großen Scheu und Furcht läßt es sich leicht lenken, fügt sich überall gut ein, paßt sich an, drängt sich nicht auf, ist bescheiden. In diesem Urteil stimmen fast sämtliche Heime und Anstalten des Reiches überein, die je Zigeunerkinde beherbergten. Nur in einem württembergischen Führungsbericht über Zigeuner der Abstammungsgruppe I (S. 36) fand sich bei Schulkindern der Tadel „eigensinnig“, dagegen etliche Male bei denen der Gruppe II.

Es paßt in dieses Bild, daß sich Zigeunerkinde gegen Arbeiten, die sie ungern verrichten, nicht auflehnen und daß sie auch kein mürrisches Gesicht ziehen. Doch versuchen sie sich dann bei passender Gelegenheit möglichst unauffällig zu drücken. Sie können sich nicht durchsetzen, sie können nur ausweichen. Eine erfahrene alte Oberin wandte einen heute selten gebrauchten, für Zigeuner aber sehr gut passenden Ausdruck an: sie sind untertänig. An ihr Ehrgefühl könne man nicht wie bei deutschen Kindern appellieren. Begriffe wie Tapferkeit, Mut schlugen nicht recht an.

Trotzdem hat der Zigeuner, sobald er mit Deutschen gemeinsam erzogen wird, ein ausgeprägtes Verlangen nach Anerkennung und Gleichstellung. Zurücksetzung empfindet er stark. Vielleicht ist dieses neben seiner Gefügigkeit gegenüber nicht ausweichbarem Zwang noch der relativ stärkste Antrieb zu allen seinen Leistungen innerhalb der deutschen Lebensgemeinschaft. Das Kleinkind erfährt

die Geringschätzung, mit der die Umwelt dem Zigeuner begegnet, erst in späteren Jahren nach seinem eigenen Versagen. Aber schon das Zigeunerkind, das im Schulalter von den Seinen genommen wird, spürt neben dem großen es ganz ausfüllenden Trennungsschmerz auch meist sofort eine geheime oder offene Verachtung von seiten seiner deutschen Altersgenossen, die ebenso wie die Erwachsenen zuerst in ihm den schmutzigen, verkommenen Zigeuner sehen, der die ganze Minderwertigkeit seiner Rasse repräsentiert. Dem setzt das ältere Zigeunerkind zunächst eine tiefe, instinktive Ablehnung entgegen — verbunden mit Furcht und Mißtrauen.

Der Umweltwechsel bedeutet für das Zigeunerkind im allgemeinen einen stärkeren Schock als für ein deutsches Kind, das durch einen Schicksalsschlag zwar aus dem Nest der elterlichen Liebe und Fürsorge gerissen wird, aber doch in einer arteigenen Umgebung bleibt. Der junge Zigeuner kannte die Weißen, die Gadji, bisher nur als Feinde in Gestalt des Landjägers, des gestrengen Bürgermeisters oder des fluchenden Bauern. Es bleibt ihm unverständlich, warum diese Fremden, vor denen es immer fliehen mußte, die ihn gegen das heftige, schmerz erfüllte Widerstreben der Eltern mitnahmen, nun auf einmal freundlich sind. Es wittert lange Zeit immer noch Gefahr bei jedem Neuen, das ihm begegnet, fürchtet von jedem auftauchenden Fremden eine weitere Einschränkung seines Seins (vgl. S. 52).

Aber nicht nur die Tatsache des Verlustes der alten Ungebundenheit lastet auf ihm und die heftige Sehnsucht nach den Seinen, sondern jede einzelne Begegnung mit den Fremden wird ihm zum neuen Beweis seines Unglücks. Je jünger er ist, um so weniger versteht er die deutsche Sprache, aber auch der ältere beherrscht sie selten so weit, daß er sich ohne Schwierigkeiten und Fehldeutungen verständigen kann. Sein Bravsein in der ersten Zeit beruht z. T. auch einfach auf dem Mangel an Sprachkenntnissen. Es bleibt ihm gar nichts anderes übrig, als zu schweigen, sich zu fügen und — nach einer günstigen Fluchtmöglichkeit zu spähen. Um die Kinder möglichst schnell in die neue Umgebung einzugewöhnen, sie ihre bisherige Welt vergessen zu lassen und natürlich auch geheime Verständigungsmöglichkeiten zu unterbinden, wurde ihnen bisher überall verboten, in ihrer Muttersprache untereinander zu reden. Teilweise hat man gar nicht gemerkt, daß die Kinder das meiste von dem, was man ihnen erklärte und auseinandersetzte, gar nicht verstanden, weil sie die Worte nicht kannten.

Nur ab und zu findet man die Bemerkung: „Beherrscht die deutsche Sprache noch nicht ganz.“ Bei den psychologischen Untersuchungen in der Anstalt ließ sich feststellen, daß die Kinder, die durchschnittlich seit 2—4 Jahren unter Deutschen lebten, bis zum 11. Lebensjahr überhaupt nur die Hälfte der Sätze rein vokabelmäßig kannten, die sie in der Schule hörten.

Auch den Größeren blieb der Sinn der Worte oft noch verborgen. Der intelligenteste Zigeunerknabe, Zweigerli, verwechselte darüber hinaus bei lebhaften Erzählungen immer Du und Sie, alle Artikel und Fürworte und die Deklinationsformen. Für abstrakte Begriffe haben die Zigeuner bei ihrer primitiven geistigen Veranlagung überhaupt wenig Verständnis, fehlen ihnen doch in ihrer Sprache sogar die Worte hierfür. Man darf sich nicht wundern, oder gar auf Schwachsinn schließen wollen, wenn keines der Kinder eine Erklärung für Begriffe wie Mitleid, Gerechtigkeit u. a. geben konnte, oder auch nur einen Satz bilden, in dem sie diese verwerteten. Man vergegenwärtige sich dabei, daß die Kinder in einem katholischen Heim täglich religiös geschult wurden!

Aber nicht nur die Unmöglichkeit, sich verständlich zu machen oder rein sprachmäßig zu verstehen, was die Fremden nun eigentlich meinen, muß ihr Selbstgefühl weitgehend bedrücken —, sondern darüber hinaus ist die ganze Wertwelt eine andere. Alles das, was bisher für sie Geltung hatte, ist nun falsch und „muß genau umgekehrt gemacht“ werden. Wenn sie früher Eßbares herumliegen sahen und sich damit den Magen füllten oder es den Ihren mitbrachten, hatte sich die Mutter gefreut und sie wurden gelobt, wenn sie jetzt ihren Hunger auf diese Weise stillen oder Brauchbares für andere sammeln, werden sie geschlagen und hören unverständliche Reden. Sie wissen zwar, daß sie sich von den Gadji nicht erwischen lassen dürfen, aber jetzt haben sie keinen, der sie und das Altgewohnte bestätigt. Immer hören sie das gefürchtete und schimpfliche Wort „Zigeuner“. Das Leben eines Zigeunerkindes unter Deutschen ist zuerst nur Bedrücktsein und Furcht und Lauern. Nur gleichmäßige Freundlichkeit der Erzieher und die Erfahrung, daß man ihnen anscheinend doch nichts Böses will, lockt sie allmählich aus der ganz natürlichen Abwehrstellung heraus. Da sie keinen starken eigenen Willen haben, keinen Gestaltungsdrang, keine besonderen Bedürfnisse, die über das Lebensnotwendige hinaus-

gehen, wohl aber die Gabe, sich überall anzupassen, haben sie bald herausgefunden, daß sie am wenigsten gestraft werden, wenn sie die Wünsche und Forderungen der Gadji erfüllen. Wenn ihnen ein- oder zweimal die Flucht mißlungen ist, oder wenn sie sehen, daß ihre Artgenossen doch immer wieder zurückgebracht werden, dann verlieren sie mit der Zeit den inneren Widerstand und fügen sich. Erst dann findet man Ansätze für die Schulung und für erzieherische Mittel.

Das ganze Streben des Zigeunerkindes ist nun, den anderen gleichgestellt zu werden, nicht mehr als „Zigeuner“ zu gelten. Vor allem wollen sie sich wohl den Nachteilen, die ihre Sonderstellung mit sich bringt, entziehen. Besonders diejenigen, die für die Welt der Weißen relativ günstige Anlagen und deshalb am ehesten Aussicht zur Anpassung haben, wollen mit zunehmendem erzieherischen Einfluß nichts mehr von ihren Stammesgenossen wissen. Solche Kinder verstecken sich dann nicht beim Herannahen der Gadji, sondern beim Auftauchen eines Zigeunerwagens. Auch später vermeiden sie ängstlich jedes Zusammentreffen mit ihren Rassegenossen. Die Mehrzahl fühlt sich aber innerlich zu den „Sinte“ gehörig, nur nach außen wollen sie nicht auffallen, nicht weniger gelten als die anderen. So benehmen sie sich entsprechend zurückhaltend.

Aber trotz des sozialen Druckes, der auf den Kindern in der artfremden Umgebung lastet, und trotz des Wunsches der Erzieher, die Zigeunerkinder den Deutschen in jeder Beziehung gleichzustellen und ihre rassische Abstammung nach Möglichkeit der Umwelt zu verbergen, fallen die Zigeuner als solche doch immer wieder auf. Auch wenn man durchschnittlich mit ihnen zufrieden ist, muß man erkennen und zugeben, daß sich die rassische Eigenart nicht verwischen läßt, daß „der Zigeuner immer wieder herausguckt“, oder daß sie sich im Laufe der Jahre nun doch „zur leibhaftigen Zigeunernatur entwickelt haben“. Es ist auffällig, daß man in früheren Zeiten fast nie den Mangel an geistigen Qualitäten bzw. ihre primitive Geistesverfassung sah, sondern als rassisch bedingt nur zwei Uebel hervorhob: Die **Unaufrichtigkeit** und **Unehrllichkeit**.

„Die Lüge ist die Waffe des Schwachen“, sagt der Volksmund und, das hat in bezug auf die Zigeuner sicher weitgehend seine Richtigkeit. Daß diese Kinder, die in eine ihnen artfremde Welt geraten sind, ihre mehr oder weniger häufigen Rückfälle in die ihnen eigene Lebensart

zunächst zu vertuschen suchen und sich mit Lügen herausreden, auch „hinterhältig“ zu ihrem Recht kommen wollen und schließlich „verschlagen“ die Fremden täuschen ist zum mindesten verständlich. Auch die Verlogenheit und große schauspielerische Verstellungskunst der gesamten Zigeuner kann man als Verteidigung eines geistig Unterlegenen ansehen, der nicht fähig ist, innerhalb eines geordneten Staates nach dessen Wertmaß seinen Lebensunterhalt zu erwerben, und der nur durch Täuschung, Lug und Trug sein Leben fristen kann. Weiter läßt sich noch die Beobachtung heranziehen, daß Zigeuner sich untereinander anscheinend viel weniger belügen, als wir dies anzunehmen geneigt sind.

Ebenso zeigt das Untersuchungsmaterial, daß die Zigeuner, die weitestgehend artfremd in gediegenen Familien oder Heimen erzogen wurden, durchschnittlich mehr zur Lüge neigen, als diejenigen, denen man eine gewisse Freiheit ließ und die man dabei doch fest führte. Ähnliches ließ sich auch heute in der württembergischen Anstalt beobachten, in der dazu noch 21 Zigeuner beisammen sind, und damit eine recht günstige soziale Umwelt die Erziehungsarbeit erleichtert. Die dortigen Erzieher berichten dennoch, daß es große Mühe macht, die Zigeuner von ihrem hartnäckigen Lügen abzubringen; daß sie aber schließlich einsähen, daß es besser sei, gleich eine Verfehlung einzugestehen. Aber mit dem Lügen will das Zigeunerkind nicht nur mehr oder weniger große Strafen vermeiden. Es schmückt einfach, ebenso wie der erwachsene Zigeuner, mit viel Fantasie Erlebnisse und eigene Taten aus, um sich wichtig zu machen. Es entwickelt nicht wie das deutsche Kind mit beginnender Reife soviel Kritikfähigkeit, um wenigstens selbst die Grenze zwischen Wirklichkeit und Fantasie zu erkennen, sondern gibt sich stets seinen plötzlichen Einfällen hin, angetrieben von der unbekümmerten Freude am Spiel und Schwadronieren.

Auch muß man daran denken, daß die Wirklichkeitssphäre des Zigeunerkindes, ebenso wie die des jugendlichen und erwachsenen Primitiven, eine ganz andere ist, als die eines Mitteleuropäers. Thurnwald¹⁰⁾ bezeichnet als das Entscheidende in der Geistesverfassung der primitiven Persönlichkeit — neben der „eigentümlichen Art von kausaler Verknüpfung und Logik“ — ihr Verhältnis zur Lüge:

¹⁰⁾ Thurnwald, Richard: „Psychologie des primitiven Menschen“. Handbuch der vergleichenden Psychologie, Band I, Abtlg. 2, München.

„Für den Naturmenschen existiert was er zu sehn oder zu hören meint, auch wirklich in der Außenwelt. . . . Die Grenze zwischen Wirklichkeit und Schein bleibt ihm verschwommen. . . . Das Gedachte erscheint schon wie die Wirklichkeit. So ist die Lüge oft als ein Zauber gemeint, um durch eine Darstellung die Wirklichkeit zu korrigieren, ebenso wie es der Augenblick erheischt oder wie es eine Stimmung ausmalt. So stellt sich die Lüge als eine Täuschung dar, der man sich gern hingibt, um sich über Unbequemlichkeiten hinwegzusetzen. Darum fehlt auch der Unterschied zwischen Lüge und Irrtum, ähnlich wie bei den Kindern.“ Tatsächlich gibt es auch in der Zigeunersprache keinen Ausdruck für den Begriff Irrtum.

Vergegenwärtigt man sich, daß nicht nur Kinder, sondern auch jugendliche und erwachsene Zigeuner auf Grund ihrer primitiven Mentalität anders sehen (vgl. S. 67) und erleben als wir, dann kann man sich leicht vorstellen, zu welchen Mißverständnissen manche Aussagen und Angaben der Zigeuner führen müssen, und daß öfter etwas als Lüge erscheint, was tatsächlich ein Irrtum ist.

Die gleichen Beobachtungen über die Neigung zur Unaufrichtigkeit und zur Lüge lassen sich auch bei Zigeunerkindern machen, die noch vor dem 2. Lebensjahr in deutsche Pflege kamen, und über deren kindliche Entwicklung wir noch etwas in Erfahrung bringen konnten. Mit zunehmendem Alter, d. h. bei beginnender Entwicklung ihrer rassischen Eigenarten, werden sie unaufrichtig und neigen mehr und mehr zur Verstellung und Aufschneiderei. Es fehlt ihnen ein fester innerer Halt, die Kraft und der Wille, etwas Unangenehmes zu ertragen, bzw. für ein Unrecht, das sie getan, einzustehen. Je höher die Anforderungen sind, je wesensfremder die soziale Umwelt für sie ist, um so sichtbarer wird sich diese Schwäche, dieser „Charakter-Mangel“ auswirken.

Etwas anders verläuft der psychologische Vorgang, der zum Tatbestand des Stehlens führt.

Wenn ein neu eingeliefertes Zigeunerkind in den ersten Tagen sämtliche Schubladen durchmustert und alles Eßbare verschwinden läßt, so handelt es zunächst genau so wie es dies bisher gewohnt war: Alles Herumliegende und Auffindbare wird gesammelt und zu sich genommen. Es begreift auch zuerst noch nicht, daß jeden Tag zur selben Stunde ein ausreichend gedeckter Mittagstisch bereit steht. Manche Kinder lassen sich bei den ersten Mahlzeiten das Zwei- und Dreifache ihres normalen Bedarfes geben — für alle Fälle —, da sie gewohnt sind, jede Gebefreudigkeit bis zum letzten auszunutzen. Auch

später zeigt sich immer wieder einmal die alte zigeunerische Lebens-einstellung. So wollen sie z. B. einem Erzieher, dem sie zugetan sind, eine Freude mit einem besonders schönen „gefundenen“ Apfel machen und haben vergessen, daß er sie dafür strafen wird. Oder ein Mädchen backt, wenn es Küchendienst hat, ganz heimlich einen kleinen Kuchen für ihn und will ihm diesen unbemerkt zustecken. Das alles ist, auf das einzelne Kind gesehen, immer noch Ausdruck seiner bisherigen „Erziehung“ und Gewöhnung. Daß es innerhalb der Zigeunerwelt auch auf diesem Gebiet Regeln gibt und nicht nur triebhaft, sondern, wenn es nötig ist, einer Einsicht gemäß gehandelt wird, zeigt die Erfahrung der Schulen: Zigeuner Kinder stehlen dort nicht. Ebenso berichtet Ritter, daß Zigeuner in dem Dorf, wo sie ihr Winterlager aufschlagen, nie stehlen oder betteln. Der vorübergehende Aufenthaltsort wird stets geschont. Nur die weitere Umgebung beklagt sich bald über die Schmarotzer. Am Ort würde man sie natürlich nicht dulden, wenn sie sich etwas zuschulden kommen ließen. Ebenso hätten Unehrllichkeiten der Kinder in dem leichtübersehbaren Schulbetrieb oder in einer straffen militärischen Organisation in kürzester Zeit die nachteiligsten Folgen in bezug auf die Behandlung der ganzen Sippe. Auch würden nicht nur die eigenen Diebstähle sehr schnell aufgedeckt werden, sondern darüber hinaus würden dann alle sonst vorkommenden Unehrllichkeiten ihnen zur Last gelegt. Sie achten daher in solchen Situationen sehr darauf, als besonders brav und ehrlich angesehen zu werden. Die Kinder werden bei derartigen Uebertretungen schwer von den Eltern gezüchtigt.

Uebernimmt nun die deutsche Erziehung die Bildung elementarer sittlicher Maßstäbe in dem Zigeunerkind, so muß zunächst vieles abgebaut und eine neue Wertwelt mühsam aufgebaut werden. Das Neue dringt selten tief und haftet nur oberflächlich. Meistens begreift das Kind nur, welche Handlungen mit dem Wort Diebstahl bezeichnet werden, und daß diese verboten sind und die Uebertretung des Verbotes empfindliche Strafen zur Folge hat. Keines der Kinder in der württembergischen Anstalt konnte eine andere Erklärung des Begriffes Diebstahl geben. Dagegen brachten schon in den Unterklassen zwei deutsche Kinder sozial begründete Antworten. Zigeuner Kinder lassen sich also mit der Zeit weitgehend zur Ehrlichkeit „dressieren“. Daß sie in ihrer Triebhaftigkeit es doch nicht unterlassen können, etwas

Eßbares heimlich in den Mund zu schieben, erfuhren wir schon (vgl. S. 59).

Dasselbe geht auch aus den Führungsberichten über die anderen artfremd erzogenen Zigeunerkinde deutlich hervor. Vereinzelte Ausnahmen bestätigen nur die Regel.

Während der Schulzeit stehlen von klein auf deutsch erzogene Zigeuner nicht aus Experimentierlust, wie manche deutsche Kinder, sondern aus Triebhaftigkeit, weil es ihnen schwer fällt, etwas liegen zu lassen, das ihr Begehren wachruft. Sittliche Gegenvorstellungen tauchen gar nicht erst auf, weil sie ihnen letzten Endes „unfaßbar“ sind.

Neben diesen beiden Anpassungsmängeln, dem Lügen und Stehlen, wird nun aber auch mit ganz auffallender Häufigkeit, ihre Gutmütigkeit, ihre Gefälligkeit und Hilfsbereitschaft lobend erwähnt. Zum großen Teil hat diese Gefügigkeit gegenüber fremden Wünschen, ihre Weichheit und Nachgiebigkeit gegen fremde Beanspruchung ihre Wurzel in dem Mangel an Eigenwillen, in dem Fehlen an Energie und Initiative, die eben wenig eigene Forderungen an die Umwelt stellt. Darüber hinaus gibt aber ihre leichte Gefühlsansprechbarkeit, ihre Liebe zu kleinen Kindern, ihre starke Geschwisteranhänglichkeit Anlaß zu sozial positiven Handlungen.

Soziale Reaktionsweisen der Zigeunerkinde konnten in der württembergischen Anstalt sehr einheitlich auch bei den gemeinsamen Spielen und psychologischen Untersuchungen beobachtet werden, an denen sie sich meistens mit großer Lebhaftigkeit und Spielbegeisterung beteiligten. Alle Kinder mogelten, wenn sie sich unbeobachtet glaubten. Alle machten sich mit Erfolgen wichtig. Andererseits halfen sie sich ausnahmslos, gaben sich gute Ratschläge, lobten den Erfolg der anderen und irritierten sich gegenseitig so gut wie nie.

Daß freilich gerade in dieser Nachgiebigkeit und Weichheit für den erwachsenen Zigeuner in deutschen Verhältnissen die größten Gefahren liegen, wird die folgende Betrachtung der Weiterentwicklung im jugendlichen und erwachsenen Alter zeigen.

D. Die Entwicklung der Jugendlichen.

Schon während ihrer Kindheit lernten wir die Zigeunerinnen als die passiveren, die „leichter erziehbaren“ kennen. So versteht man,

daß sie nicht so oft wie ihre aktiveren Brüder das ihnen artgemäße Leben suchten, sondern eher auf dem einmal gewiesenen Wege weitergingen. Wahrscheinlich werden sich die Zigeunerknaben auch schon zu Beginn des staatlichen Eingriffes durch rechtzeitige Flucht besser geschützt haben als ihre Schwestern, von denen 62 bei Deutschen aufwuchsen, während nur 46 Knaben längere Zeit deutsch erzogen wurden. Im ganzen haben von diesen 108 Zigeunern (vgl. S. 46) 57 früher oder später wieder zigeunerisch gelebt. Die Zahl wird wesentlich durch die männlichen Zöglinge bestimmt, von denen bisher nur rund ein Viertel, von den weiblichen Zöglingen aber zwei Drittel weiter in deutschen Verhältnissen lebten.

Erstaunlich ist, daß sogar von den 14 schon im frühen Kindesalter verpflanzten Knaben 12 wieder „echte Zigeuner“ wurden. Dieses Verhältnis wird sich im einzelnen bei der Zusammenstellung aller Fälle des Reiches noch etwas verschieben. Im großen und ganzen scheint es aber allgemeine Gültigkeit zu haben.

Zu Deutschen kamen:	Knaben			Mädchen		
	Gesamtzahl	Zu Zig. kehrten zurück	(davon vor dem 20. Lebensjahr)	Gesamtzahl	Zu Zig. kehrten zurück	(davon vor dem 20. Lebensjahr)
a) vor dem 6. Lebensjahr	14	12	(2)	20	4	(1)
b) zwischen dem 6. u. 11. Lebensjahr	26	16	(4)	30	11 1 verschollen	(3)
c) nach dem 12. Lebensjahr	6	5 1 verschollen	(1)	12	9	(—)
	46	33 1 verschollen	7	62	24 1 verschollen	4

Man sieht, daß sich die Zigeuner, wenn erst einmal die Anfangsschwierigkeiten überwunden sind und sie längere Jahre deutsch erzogen werden, verhältnismäßig selten schon im jugendlichen Alter aus den festen Banden der deutschen Lebensgemeinschaft lösen, in die sie eingeschlossen sind.

Ueber das Verhalten der 108 Zigeunerkinder im jugendlichen Alter konnten wir mehr in Erfahrung bringen als über ihren Werdegang während der Kindheit. Zwar wissen wir bei vielen Mädchen auch nur, daß sie anscheinend so lange „gehalten“ wurden, bis sie eines Tages in der Stadt auftauchten und ein uneheliches Kind in die Welt setzten. Ueber 65 württembergische Burschen und Mädchen haben wir aber Berichte, und diese zeigen ganz einheitlich — ebenso wie die des übrigen Reiches — die typischen Reaktionen haltloser, unsteter Menschen, denen die Natur nur wenig Gaben für den europäischen Leistungskampf mitgab.

Sie leben planlos und sorglos von einem Tag zum anderen. In den ersten Jahren lassen sie sich am ehesten in einfachen ländlichen Verhältnissen halten, dann streben sie aber aus der Enge „mit einem unbändigen Freiheitsdrang“.

Alle Zigeunerinnen, auch die „mit den besten Hoffnungen“, stehen mit dem Einsetzen der Geschlechtsreife vollkommen unter der Herrschaft ihres Trieblebens. Man kann sie — wie auch ihre Brüder — nur für gröbere primitive Arbeiten gebrauchen. Daß daran nicht etwa die Fürsorgeeinrichtungen schuld sind, beweisen zahlreiche vergebliche Versuche, die man für ihre Weiterbildung unternahm. Man vergegenwärtige sich, wie viele fürsorgerisch erzogene deutsche Mädchen und Knaben etwas lernen durften! Beispielsweise haben in dem Dresdener Waisenhaus, dessen Kinder vorwiegend aus den ärmsten Familien stammten, von 151 Waisenknaben 147 eine Lehre begonnen und 123 haben sie zu Ende geführt¹¹⁾. Alle Bemühungen aber, die Zigeuner in einem Handwerk heranzubilden, schlugen meist schon vor Beginn einer Lehre fehl, weil man schließlich einsah, daß sie doch „zu keinem Handwerk taugten“. Nur für acht von ihnen fand sich ein Meister, der es mit den „ungeschickten“ Knaben versuchen wollte. Vier brachten ihre Lehre zu Ende.

Eine alte Bäckersfrau berichtete uns von einem Zigeuner, den ihr Mann zwischen 1915 und 1918 angenommen hatte, als die Arbeitskräfte knapp wurden. Sie hätte sich viel Mühe mit dem Burschen gegeben. Er sei aber ein „echter Zigeuner“ gewesen. Nach Abschluß der Lehre hätte nicht nur er aufgeatmet. Man mußte zu sehr aufpassen. Am Anfang, als er aus dem Heim kam, hatte man keinerlei Schwierigkeiten mit ihm. Von den Schwestern

¹¹⁾ Patzig, Gabriele: „Lebensbewährung der Dresdener Waisenhauszöglinge“. Zeitschrift „Waisenhilfe“ Nr. 10, 1930.

war er stramm erzogen worden. Sogar stricken konnte er wie ein Mädchen. Aber dann ging es bald bergab. Er suchte sich schlechte Gesellschaft und war dann schwer zu halten. Immer wollte er auf und davon. In der Arbeit zeigte er sich sauber, ehrlich und willig, aber ganz unselbständig; immer mußte man hinter ihm her sein. Sogar seine Morgenwäsche überwachte die Meisterin. Nach Abschluß der Lehre kehrte er unmittelbar zu den Seinen zurück.

Der Zweite kam zu einem Spengler in die Lehre, der den „schwerfälligen Lehrbuben“ fest zur Arbeit anhalten mußte. Der Zigeuner zeigte wenig Interesse an dem Handwerk. Er war aber ein anständiger Kamerad, der sich auch seinem Meister fügte. Nur zuletzt wurde er frech und ungezogen. Seine Prüfung bestand er mit gutem Erfolg. Da während der Inflationszeit in Augsburg schon 70 arbeitslose Spenglergesellen eine Anstellung suchten, begab er sich mit seinem Bruder auf die Wanderschaft. 1936 wurde er als staatenloser Zigeuner reichsverwiesen.

Die beiden anderen lernten das Gärtnerhandwerk. Einer war ein „anständiger, fleißiger Bursche“, der immer guten Willen zeigte. Der Meister behielt ihn auch noch nach Abschluß der Prüfung, trotzdem er „als Geselle nicht mehr leisten konnte als ein Lehrling im zweiten Jahr“. Er sei ein armer Tropf, und da habe er ihn nicht wegzagen wollen. Er hat dann noch in drei Gärtnerstellen mittelmäßig gearbeitet, war einige Jahre als Chauffeur tätig und verrichtet heute als „harmloser, gutmütiger Mensch“ Hilfsarbeiterdienste.

Der beste Lehrling war der Vierte, der „anständig und geschickt, stetig, fleißig und mit Interesse seine Arbeit erledigte“. Er war bei seinen Kameraden beliebt und wurde ganz in die Familie des Gärtners aufgenommen. Der Sohn des Meisters konnte sich noch gut an ihn erinnern. Während des Weltkrieges habe er nach einer schweren Kriegsverwundung einmal seinen Urlaub bei ihnen verbracht. Er war damals 19 Jahre alt. Später hat er nichts mehr von sich hören lassen. Seine Schwester, die den besten Erziehungserfolg der Zigeunerinnen in Württemberg zeigt, bekam 1921 noch einmal eine Karte von ihm. Sie weiß nur, daß er als „Chauffeur mit reichen Leuten gereist“ sei.

Alle anderen Zigeuner arbeiteten als Dienstknechte auf dem Lande. Einer war in einer sehr guten Pflegestelle bei einem kinderlosen Wagnermeister aufgewachsen und sollte später dessen Geschäft übernehmen. „Er wollte aber lieber zu Bauern.“ Tatsächlich eignen sich Zigeunerburschen nicht schlecht für Knechtdienste. Knapp die Hälfte von ihnen leistet zufriedenstellende und gute, einzelne sogar sehr gute Arbeit, nur ein kleiner Teil war unbrauchbar, wenig geeignet, ganz unzuverlässig und ungeschickt. Auch unter denen, die später zum Zigeunerleben zurückkehrten, waren einige „sehr anständig“ und „selbständig“, besonders als Pferdeknechte. Von einem berichtete ein Bauer:

„Er war geschickt, fleißig, flink und selbständig. In jeder Hinsicht gut zu gebrauchen.“ Er arbeitete drei Jahre bei dem Bauern. Dieser sagte, er habe noch nie einen so gutmütigen und fleißigen Menschen im Dienst gehabt. Nur rauchte er sehr viel, so daß von dem Arbeitgeber ein Teil seines Lohnes immer gleich auf der Sparkasse angelegt werden mußte, sonst wäre nie etwas übrig geblieben.

Der einzige Tadel, den dieser Bauer aussprach, weist auf einen fast durchgängigen Fehler, der sich bei den anderen Zigeunern meist stärker bemerkbar machte. Sie sind sehr leichtsinnig, denken nicht weiter als bis zum nächsten Tag, stehen weitgehend unter dem Zwang ihrer unsteten Natur. Wenn nicht der Dienstherr dafür sorgt, daß der Zigeuner etwas spart, dann wird alles verbraucht oder für „unnötigen Tand“ ausgegeben. „Ihr Strumpf hat immer ein Loch“. Nur widerstrebend fügen sie sich dem Zwang, den man ihnen in dieser Hinsicht auferlegt. So kam es, daß über die Hälfte von ihnen in ihren sozialen Beziehungen Schwierigkeiten machte. Sie sind launisch, leicht erregbar, mehr oder weniger neigen sie zum Jähzorn. Wenn ihnen etwas nicht paßt, laufen sie von der Arbeit fort und können den Bauern auch mitten in der Ernte im Stich lassen. So sind sie bei ihrer meist anerkannten Gutmütigkeit im allgemeinen unzuverlässig. Je älter sie werden, um so häufiger wechseln sie ihre Stellen. Sechs mußten wegen ihrer charakterlichen Unzuverlässigkeit über das 14. Lebensjahr hinaus noch einige Jahre in der Anstalt bleiben, oder sie wurden wieder dahin zurückgebracht. Im allgemeinen war es „in der Anstalt ein leichtes, mit ihnen fertigzuwerden“.

Von den Mädchen hat keines ein Handwerk gelernt. Einige waren ganz geschickt im Nähen. Als Beruf übten sie diese Fertigkeit aber nicht aus. Eine von ihnen hat zeitweise als Büglerin gearbeitet, später versuchten sich zwei als Köchinnen. Alle anderen waren im Alter zwischen dem 14. und 20. Lebensjahr als Dienstmägde tätig. Mit ihren Leistungen war man im Durchschnitt nicht so zufrieden wie mit denen ihrer Brüder. Wohl arbeiteten einige, besonders körperlich kräftige Mädchen zur vollen Zufriedenheit des Bauern oder der ländlichen Hausfrau, dann lobte man ihren Fleiß, ihre flinke Arbeit und vor allem ihr Geschick, mit Kindern umzugehen. Rechnet man noch diejenigen dazu, die wenigstens zufriedenstellend arbeiten konnten, wenn sie wollten, so war es aber doch nur ein Drittel, von denen man eine wirkliche Hilfe hatte. Die übrigen waren zur Hälfte sehr mäßig

oder wechselnd in ihrer Leistung, die anderen untauglich. Fragte man nach den Gründen dafür, so ließen sich hauptsächlich drei Punkte anführen.

Einmal sind die jungen Zigeunerinnen im Durchschnitt körperlich zarter und weniger widerstandsfähig als deutsche Mägde. Zum anderen ist die Hausarbeit, die ihnen im Gegensatz zu der Außenarbeit ihrer Brüder zufällt, „unzigeunerischer“.

Wenn der Bauer Menschenkenntnis hat und seine Leute richtig einsetzt, dann merkt er bald, daß der Zigeuner Geschick und Verstand für Tiere hat, besonders für Pferde. Er läßt ihn Führen machen, überläßt ihm auch ein Gespann und benutzt ihn für allerlei „umtriebige“ Arbeit, um der unsteten Natur des Zigeuners etwas entgegen zu kommen. Je kleiner die Bauernwirtschaft ist, je anspruchsloser und primitiver die Verhältnisse sind, um so besser geht es in der Regel mit ihm. So hatte man einmal Bedenken, einem kleinen Besitzer, der in keinem sehr guten Ruf stand, einen Zigeuner zu geben. Als man nach einem halben Jahr das Arbeitsverhältnis kontrollierte, konnte man feststellen: „Auf dieser Stelle paßt alles zusammen. Der Dienstherr und der Knecht sind miteinander zufrieden. Beide stört es nicht, daß im Hof Holz, Motorrad, Hosen, Pflug, Schuhe, Gamaschen alles durcheinander liegt.“

Die Mädchen aber werden, wie gesagt, wegen ihrer schwächeren Konstitution im Haus verwandt. Wenn sich auch eine Bauernwirtschaft nicht so pedantisch sauber wie eine Anstalt halten läßt, so stehen hier doch immer die Erzieher dahinter und beobachten jeden Handgriff. Dort sind die Mädchen auf sich selbst angewiesen. Man verlangt Umsicht und eigenen Antrieb. So läßt die gute Erziehung meist bald nach. Sie werden schlampig, unzuverlässig. Eigentlich kann man sie „nur für grobe Arbeiten“ gebrauchen. Diese in den Berichten oft wiederholten Urteile hörten wir nicht nur von Landleuten, sondern auch von Anstaltserziehern.

Viel stärker als bei den Burschen hängt aber die Arbeitsleistung der Zigeunerinnen von ihren charakterlichen Mängeln und ihrer primitiven Triebgebundenheit ab. Nur viel Verständnis und richtige Führung von seiten der Dienstherrschaft vermögen sie längere Jahre zu halten. Die zweifellos rassistisch bedingte, erhöhte Ansprechbarkeit des Geschlechtstriebes, meist unterstützt durch ein Einsamkeitsgefühl

und vor allem durch ihre charakterliche Weichheit, Beeinflußbarkeit und Nachgiebigkeit, wird ihnen allen zum unentrinnbaren Schicksal.

Die Zigeuner selbst schufen zur Erhaltung ihrer Art sehr „eindringliche Gesetze“ und bestraften beispielsweise noch bis fast in die heutige Zeit die weiblichen Ehebrecher mit Abschneiden der Nase und die männlichen durch Zertrümmerung des Knies. Heute sollen gewaltsame Stiche in den Oberschenkel der Sühne dienen. Nie lassen die stammesgebundenen Zigeuner junge Mädchen und auch junge Frauen allein ausgehen, immer sind zwei beieinander. Frauen, die sich einem Gadjö hingeben oder gar gleichzeitig mehreren Männern, sei es Deutschen oder Zigeunern, werden aus dem Stamm ausgestoßen — die härteste Strafe, die den geselligkeitsliebenden und familiengebundenen Zigeuner treffen kann, die ihn noch dazu in größte Existenzschwierigkeiten bringt und sehr leicht zu wirklichen Verbrechen führt. Erziehen wir nun diese primitiven Geschöpfe, so können wir nur versuchen, ihnen unsere abstrakten, ethischen Hemmungen einzupflanzen. Da sie aber für alles Abstrakte wenig Organ haben — wie wir aus den Berichten und Beobachtungen der Zigeuner im Kindesalter schon erkannten — verhalten sich diese entwurzelten Zigeunerinnen besonders halt- und hemmungslos.

Von 41 artfremd erzogenen Zigeunerinnen waren im jugendlichen Alter 18 geschlechtlich völlig haltlos und gaben sich wahllos den verschiedensten Männern hin. Sieben von ihnen wurden wegen gewerbmäßiger Unzucht bestraft.

Prüfen wir zum Vergleich die Karteikarten des Zigeunersippenarchivs von sämtlichen 59 zigeunerisch lebenden Schwestern der 148 deutscherzogenen Zigeuner, so finden wir unter den stammesgebundenen Zigeunerinnen nicht eine einzige Prostituierte — nicht eine wurde wegen gewerblicher Unzucht bestraft!

Ein besseres Beispiel, das sich gegen unbelehrbare Umwelttheoretiker aber auch gegen allzu starre, umweltblinde Erbbiologen anführen läßt, kann man sich kaum denken. Der Mensch braucht bis zu einem gewissen Grade für seine normale und soziale charakterliche Entwicklung die von seiner Rasse geschaffene, also anlagemäßig bedingte Umwelt. Nur ganz wenige starke Persönlichkeiten werden sich auch in artfremder Umwelt durchsetzen, ohne verbogen und falsch zu werden. Je weniger charakterfest aber ein Mensch ist, um so halt-

loser und gefährdeter wird er sein. Nur wenn seine Kräfte nicht überfordert werden, läßt er sich durch stets gegenwärtigen Fremdhalt stützen. Bis auf verschwindende Ausnahmen kommt bei den artfremd erzeugten Zigeunerinnen sehr viel darauf an, welchem Mann sie schließlich in die Hände geraten. Dieser Zeitpunkt bestimmt dann auch praktisch das Ende ihrer Jugend und den Beginn des Erwachsenenalters.

E. Die Entwicklung der Erwachsenen.

Zur Vereinfachung der Darstellung werden wir in den folgenden zwei Kapiteln sehr oft als Beispiel die im Anhang ausführlich geschilderte im ganzen schwer asoziale Mischlingssippe wählen. Tatsächlich dürfen wir die dort wiedergegebenen Lebensschicksale als typisch bezeichnen. Die Mehrzahl der artfremd erzeugten Zigeunerkin der und ihrer Nachkommen hat sich ganz ähnlich entwickelt. Es wäre ermüdend, jede einzelne Lebensgeschichte aufzuführen. Auch läßt sich durch das Eingehen auf einzelne Variationen asozialen Verhaltens nichts wesentlich Neues dem hinzufügen, was Ritter und Finger¹²⁾ in ihren Veröffentlichungen über asoziale Zigeunermischlinge in Deutschland bereits eindringlich und vollständig dargelegt haben. Dagegen wecken die wenigen Ausnahmefälle, in denen deutsch-erzogene Zigeuner und Zigeunermischlinge relativ sozial angepaßt leben, sowohl wissenschaftlich wie auch sozialpolitisch unser besonderes Interesse. Es wird daher an dem entsprechenden Ort ausführlicher auf solche Lebensläufe eingegangen werden. Da diese Schilderungen einen gewissen äußeren Umfang einnehmen, besteht die Gefahr, daß sich dem Leser das richtige Verhältnis solcher Ausnahmen zu dem Gesamterscheinungsbild der artfremderzogenen Zigeuner und Zigeunermischlinge verwischt. Man vergleiche deshalb stets die Aufstellungen, die in groben Zügen einen Ueberblick über den Gesamterfolg aller Erziehungsmaßnahmen an den württembergischen Zigeunerkindern und ihren Nachkommen geben.

Für den Schicksalsweg der Zigeunerfrauen, die ohne Halt eines sozial wenigstens einigermaßen angepaßten Mannes leben, gibt uns die Lebensgeschichte der Töchter des „Bärwinkles Karl“ ein sehr

¹²⁾ Finger, Otto: „Studien an zwei asozialen Zigeunermischlingssippen“. Gießen 1937.

gutes Beispiel (vergl. Anhang und Sippentafel II). Wir wollen deshalb die besonders typischen Verhaltensweisen dieser Schwestern zusammenfassen.

Maria Reinhardt hatte ihr erstes Kind von einem Säuer empfangen. Dieser heiratete sie zwar, konnte ihr aber keinen Halt geben, sondern belastete ihre bescheidenen Anpassungsfähigkeiten durch die große Aufgabe, elf Kinder zu erziehen.

Schon eine deutsche Arbeiterfrau mit durchschnittlicher Intelligenz und Erziehung hat es schwer, wenn sie so viele Kinder pflegen und aufziehen muß. Sie braucht einen guten Mann und die Unterstützung ihrer Familie oder der Nachbarn, wenn nicht alles drunter und drüber gehen soll. Für eine Bauersfrau ist es schon leichter. Sie hat wesentlich geringere Nahrungssorgen, das Hüten und Erziehen der Kinder gestaltet sich viel organischer. Die Kinder werden in dem kleinen, gut übersehbaren Lebenskreis früh selbständig und sind bald schon Hilfen bei der vielen Arbeit. Am wenigsten schwer hat es die Zigeunermutter, wenn sie bei ihrem Stamm lebt. Während sie auf den Nahrungserwerb ausgeht, hüten der Mann und die älteren Kinder die jüngsten. Wenn auch die größere Zahl der hungrigen Mäuler mehr Gewandtheit beim Hausieren und Gerissenheit beim Wahrsagen verlangt, so erregen doch gerade die vielen kleinen „armen“ Kinder auch das Mitleid der Leute, das den Bettelsack wieder schneller füllt. Früh lernen die Kinder auch das selbständige Betteln, das Suchen und Finden gar vieler nützlicher und eßbarer Sachen.

Aber wie sollte eine Zigeunerfrau in einem städtischen Haushalt mit einem ständig betrunkenen Mann eine große Familie durchbringen? Sie konnte es nicht. Sie versagte restlos.

Später hat Maria dann, als sie von ihrem Mann getrennt war und Fremde für ihre Kinder sorgten, längere Zeit gearbeitet. Klagen kamen aus dieser Zeit nicht. Einfache Magddienste, bei denen sie angeleitet wurde, konnte sie wohl verrichten. Als sie durch einen Unfall angeblich arbeitsunfähig wurde, kehrte sie zu ihren inzwischen erwachsenen Kindern zurück. Viel Liebe konnte sie nicht erwarten, sie wurde ihr auch nicht zuteil. Anstatt sie zu unterstützen, aß ihr ein Sohn noch das letzte Stück Brot weg. Nur eine Tochter sorgte für sie und sah auch später darauf, daß sie nicht ganz verwaahlte. Schließlich hat dann doch wieder der Staat eingreifen müssen und vermehrte alle die Ausgaben, die er für sie und die Erziehung ihrer zahlreichen Kinder hatte, noch durch die Kosten für ihre jahrelange Verpflegung im Altersheim.

Daß aber nicht allein die große Zahl ihrer Kinder für eine schlechte Entwicklung eines deutsch erzogenen Zigeunermädchens verantwortlich zu machen ist, beweisen die beiden Schwestern der Maria.

Ueber Katharina Reinhardt wurden, bis sie 30jährig in die Großstadt kam, keine Klagen laut. Ein uneheliches Kind hatte sie wohl in die Welt gesetzt und ließ andere Leute dafür sorgen, aber sie arbeitete ständig, und man war sonst mit ihr in jeder Hinsicht zufrieden. Die engeren ländlichen Verhältnisse gaben ihr den nötigen Halt. Aber dann entzog sie sich diesen und ging in die Stadt. Bald hatte sie ein Kind von einem „Roten Radler“, den sie nur ungenau bezeichnen konnte, und den man nicht mehr fand, als er Alimente zahlen sollte. Dann geriet sie an einen Kriminellen, der sie zwei Jahre nach ihrem ersten gemeinsamen Kind heiratete. Aus der Jugendamtsakte ist zu ersehen, daß sie in einem üblen Ruf stand, einen recht lockeren Lebenswandel führte und ihren Haushalt verkommen ließ. Nach der Ehescheidung zog sie — kurz vor dem Ende ihres verpfuschten Lebens. — wieder in den Zigeunerwagen.

Erstaunlich ist es nur, daß die Zigeunerin ihr Kind so „grob vernachlässigte“, ja sogar „mißhandelte“. Eine der wenigen guten Zigeunereigenschaften ist bekanntlich ihre große Kinderliebe. Eine solche Entartung scheint daher recht schwer zu erklären. In den Akten wurde vermerkt, sie habe das Kind unzureichend gekleidet, bei Nässe und Kälte oft nur mit einem Hemdchen bekleidet auf die Straße gesetzt und sei dann erst am Abend wiedergekommen. Eine Zigeunermutter, die das ganze Jahr über mit ihren Kindern bei jedem Wetter draußen lebt, sieht natürlich auch nicht wie eine deutsche Mutter erst auf das Thermometer, ehe sie ihre Kinder anzieht. Aber diese sind abgehärtet und widerstandsfähig gegen Nässe und Kälte und haben oft nicht einmal im Winter Schuhe und Strümpfe anzuziehen, ohne daß ihnen das etwas schadet. Die Schwächlichen werden dabei nicht groß, das sieht man als Schicksal an, und keine Zigeunermutter würde sich das als Verfehlung anrechnen. Sie weiß es nicht anders und könnte auch nichts daran ändern. Auch sie läßt ihre Kinder oft den ganzen Tag allein, aber wie schon oben angeführt, bleiben diese unter der Aufsicht des Mannes oder der größeren Geschwister. Und wenn sie auch oft tagsüber hungern müssen, so sind sie das gewöhnt, und am Abend bekommen sie die besten Happen aus dem Sack.

Auch entrüstete man sich mit Recht über die rohen Schläge, die die Zigeunermutter dem Kinde verabreichte, ja sie stieß es sogar mit Füßen. Wir wissen aber, daß dies gelegentlich — ohne daß viel Aufhebens gemacht wird — auch im Zigeunerwagen vorkommt. Man

läßt den Kindern dort allen Willen, verwöhnt und herzt sie, bis schließlich irgendeine Unart die Mutter — aber meist den Vater — so reizt, daß er in seinem Zorn blind darauf losschlägt. Das hält ihn freilich nicht davon ab, den Uebeltäter zwei Minuten später wieder überschwenglich an sein Herz zu drücken und dadurch seine „Erziehungsmaßnahme“ wieder unwirksam zu machen.

So scheint sich also auch Katharina im Grunde nicht anders als ihre Artgenossen in der Freiheit aufzuführen: sorglos, unbekümmert um das leibliche Wohl ihres Kindes, auf das Mitleid der Nachbarn spekulierend, unbeherrscht und zügellos in ihren Züchtigungen. Aber dem Zigeunerkind im Wagen gereicht das Verhalten seiner Eltern nicht zum Schaden, es wächst ebenso wild wie ehemals auch diese auf. Bei einem deutsch erzogenen Menschen in deutschen, geordneten Stadtverhältnissen müssen aber solche Verhaltensweisen als schwere Anpassungsmängel und als grobe Entartung gewertet werden. Denn die tierhafte Anhänglichkeit und der starke Pflegeinstinkt der Zigeunerfrauen — die ihre rohen Erziehungsmethoden wieder ausgleichen — werden bei diesen entwurzelten Zigeunerinnen meist verdrängt. Bedenkenlos überlassen sie Fremden ihre Kinder und kümmern sich oft überhaupt nicht mehr um sie.

Auch in den recht ausführlichen Akten über Maria Reinhardt wird nie etwas über ihre Mutterliebe gesagt. Nur einmal wird erwähnt, daß sie zur Erziehung ungeeignet sei und den Kindern allen Willen lasse. 1920 schickte sie sogar ihren achtjährigen Jüngsten mit einem empörten Brief an das Jugendamt zurück. Sie könne nicht mehr für ihn sorgen. Man solle doch endlich den versoffenen Vater heranziehen. „Jetzt hat er neun Kinder, und alle fahren bei fremden Leuten herum, ist das auch ein Vater?“ usw.. Ebenso überließ die dritte Schwester Friederike Reinhardt ihre drei unehelichen Kinder dem Staat und fragte nie mehr nach ihnen. Das eheliche Kind zogen die väterlichen Großeltern auf.

Diesen ganz auffälligen Instinktangel finden wir nun mehr oder weniger bei den meisten entarteten Zigeunerinnen. Die 62 württembergischen haben mit deutschen Männern bis 1940 72 eheliche und uneheliche Kinder gezeugt, von denen bisher 41 von Fremden auf Staatskosten erzogen wurden. Für drei uneheliche sorgten die Mütter vorwiegend selbst. Von den übrigen 28 ehelichen haben nur 10 Kinder ein liebevolles und einigermaßen sozial geordnetes Elternhaus gehabt. (Die

mit Zigeunern gezeugten Kinder sind bei dieser Aufstellung nicht berücksichtigt worden, da die Mütter dann wieder in ihrer artgemäßen Umgebung lebten.)

Zweimal haben deutsch erzogene und deutsch verheiratete Zigeunerinnen eines Tages ihre Kinder im Stich gelassen und sind mit einem Zigeunertrupp, der gerade durch den Ort kam, auf und davon gezogen. Nie mehr haben sie nach ihren Kindern gefragt. Nur manchmal kamen verwandte Zigeuner, um sich nach den Kindern zu erkundigen. Die Deutschen behüteten die kleinen Bastarde dann ängstlich, damit sie nicht etwa entführt wurden. Man hat den Eindruck, daß nicht die Zigeunermütter ihre Kundschafter ausschickten, sondern daß diese von sich aus nach den Kindern fragten. Diese beiden so spät zu ihrem Stamm zurückgekehrten Zigeunerinnen hielten auch bei den Ihren nicht lange aus. Die eine ist ganz verschollen. Die andere heiratete einen Zigeuner, ließ auch diesem ein Kind zurück und zog mit fremden Zigeunern nach Holland. Seitdem ist ihre Spur verschwunden.

Bei beiden war der Mann eingezogen. Der eine war gefallen, und die Frau bekam eine Kriegsrente für sich und die Kinder. Die Tochter des anderen sprachen wir vor wenigen Monaten. Auch sie war ihrem Mann während seiner längeren Abwesenheit untreu geworden. Sie sagte ganz einfach: „Wir halten es eben nicht aus ohne Männer. Wir sind heißblütiger als andere Frauen. Dafür haben unsere Männer aber auch mehr von uns.“ Das mag wohl so sein und erklärt auch den oft bemerkten „großen Zustrom von Männern“, den diese exotisch wirkenden und nicht selten ebenmäßig und grazil gebauten Frauen haben, der ihnen freilich sehr zum Verhängnis wird. Diese leichtlebigen deutscherzogenen Zigeunermädchen, die schnell erblühen und so schnell verwelken, gehen fast alle durch viele Hände. Auf den Dörfern sind manche deutsch Erzogenen regelrechtes Freiwild für die Bauernburschen und Knechte, nicht selten auch für die verheirateten Bauern, die oft den Anfang machen. Immer wieder sagen uns die Zigeunerinnen: „Ich war ja so dumm. Die Schwestern hatten uns nicht aufgeklärt. Ich wußte gar nicht, daß es zweierlei Leut' gibt, als ich zu den Bauern kam!“ Vielleicht wäre manche Entgleisung hinausgeschoben worden, wenn man diese besonders gefährdeten Mädchen nicht auch noch mit verbundenen Augen in ihr Unglück hinausgelassen hätte. Nur ganz vereinzelt heiratet ein sozial geordnet lebender Mann dann noch ein solches Mädchen.

Man kann diese entarteten Zigeunerinnen aber nicht mit Prostituierten auf eine Stufe stellen. Bezeichnenderweise ist von den 10 deutsch Erzogenen, die als Erwachsene wegen gewerblicher Unzucht bestraft wurden, nur eine eingetragene Dirne. Diese 10 decken sich auch nicht mit den 7 Jugendlichen (S. 81). Sie machen kein regelrechtes Gewerbe aus ihrer Hingabe, sondern lassen sich einfach treiben. Wenn ein Mann sie begehrt, dann kommt ihnen kaum in den Sinn, daß sie auch „nein“ sagen könnten, und wenn er ihnen Geld gibt, dann nehmen sie es, und wenn er sie heiraten will, dann heiraten sie ihn!

Betrachten wir nun einmal im Durchschnitt die ehelichen Partner und die unehelichen, mit denen die Zigeunerinnen Kinder zeugten:

Von 51 stammen

- 18 aus geordneten, seßhaften Familien,
- 11 aus fragwürdigen, lockeren Schichten,
- 13 aus ausgesprochen minderwertigen Sippen,
- 9 konnten nicht geklärt werden.

In Bezug auf ihre Arbeitsleistungen waren

- 13 gut oder zufriedenstellend,
- 16 mäßig oder wechselnd,
- 17 minderwertig,
- 5 blieben ungeklärt.

In ihren sozialen Beziehungen zeigten sich

- 10 geordnet,
- 10 mäßig oder wechselnd,
- 30 kriminell oder schwer asozial,
- 1 blieb ungeklärt.

Fragt man sich aber, wie viele Männer dann unter allen drei Gesichtspunkten als vollwertig zu gelten haben, so bleiben nur 8 übrig:

- Uneheliche Kindsväter: 2 verheiratete Bauern,
- 1 Bauernsohn,
- 1 16jähriger Handwerkersohn, der von einer 21jährigen Zigeunerin verführt wurde,

Ehemänner:	1 Waldarbeiter,
	1 Fabrikarbeiter (der gefallene Ehemann der Zigeunerin, die ihre Kinder im Stich ließ),
	1 Telegraphenarbeiter,
	1 Postfacharbeiter.

Die Lebensskizzen der fünf Frauen, die „bessere“ Männer bekamen, können dartun, wie ihre soziale Anpassung zu bewerten ist. Es zeigte sich, daß solche Zigeunerinnen im allgemeinen besser angepaßt leben.

Am unauffälligsten hat sich Dorothea Schneck entwickelt. Abstammungsmäßig gehört sie zur Gruppe II, ist also eine Mischlingszigeunerin mit ziemlich gleichen zigeunerischen und deutschen Blutsanteilen. Von ihrem 2. bis 13. Lebensjahr wuchs sie mit acht Pflegegeschwistern in einem kleinen Dorf auf. Bis zum 8. Lebensjahr war man sehr mit ihr zufrieden, dann mußte man aber Faulheit, Unordentlichkeit und Leichtsinn tadeln. Sie log und naschte auffällig viel. In den drei Dienststellen, in denen sie von ihrem 14. bis 20. Lebensjahr arbeitete, war man im allgemeinen mit ihr zufrieden. Sie war artig und gefällig und hatte sich zum Sparen anhalten lassen. Als sie 20jährig ihre „erste Liebe“ heiratete, konnte sie 700 Mark als Aussteuer mitbringen. Man hielt sich in dem katholischen Dorf zuerst etwas zurück, denn ein Kind hatte sie vor der Hochzeit geboren, und die Zigeunerin sieht man ihr schon von weitem an. Ihr Mann ist ein Waldarbeiter und stammt von kleinen aber ordentlichen Bauern ab. Mit ihm hat sie dann zusammen so fleißig gearbeitet und weiter gespart, daß sie sich schließlich ein Häuschen kaufen konnten. Der sehr verständige Bürgermeister stellte ihnen im ganzen ein befriedigendes Zeugnis aus. „Sie tun niemandem etwas zu leide, sind fleißig und ordentlich. Die anfänglichen Reibereien haben schon lange aufgehört. Man rechnet sie jetzt dazu. Sie leben eben so dahin.“ Für ihre zwei Kinder sorgt die 34jährige Zigeunerin gut und schickt sie immer pünktlich und sauber zur Schule. Von ihrer Abstammung will sie natürlich nichts wissen und versucht alles zu vertuschen.

Die 13jährige Hedwig Winterstein (Gruppe I) hatte noch lange Zeit starkes Heimweh nach den Ihren. Dann lebte sie sich aber in dem Heim ein und war schließlich sogar gerne da. Für eine Dienststelle schien die „sehr lebenslustige“ kleine Zigeunerin aber wenig geeignet. Man behielt sie bis zu ihrem 21. Lebensjahr in der Anstalt. Trotzdem sie dann bei einem sehr strengen Bauern war, konnte man es nicht verhindern, daß sie ein uneheliches Kind gebar. Sie ließ es bei fremden Leuten und ging als Fabrikarbeiterin in eine mittelgroße Stadt. Ehe sie abgleiten konnte, heiratete sie ein geschiedener Bahnarbeiter, von dem sie ihr zweites uneheliches Kind zur Welt gebracht hatte. Der Mann stammt aus einer einfachen aber

geordneten Arbeiterfamilie. Mit seiner Arbeitsleistung war man immer zufrieden. 34 Jahre diente er bei der Reichsbahn. Jetzt ist er pensioniert. Seine gesamte soziale Einpassung ist trotzdem zum mindesten fragwürdig. Wenn er auch kein ausgesprochener Säufer ist, so trinkt er doch reichlich. Um seine erste Frau und die gemeinsamen vier Kinder hat er sich nie mehr gekümmert. Seine Zigeunerfrau hat ihm noch vier Kinder geboren. Die Hauhaltsführung ist einigermaßen geordnet. Die Frau gibt sich große Mühe nicht aufzufallen. Aber gut vorsorgen und einteilen kann sie nicht. In den ersten Tagen wird flott gelebt, am Ende der Woche müssen dann kleine Schulden beim Bäcker und Fleischer gemacht werden. Die Zigeunerin fühlt sich nicht wohl in ihrer Haut, ist verkrampft und unfrei. Die Kinder sind zum Teil charakterlich minderwertig. Die Familie ist sozial gerade noch tragbar.

Genovefa Lehmann (Gruppe I) wurde als 6jährige von kinderlosen Bauersleuten als eigenes Kind angenommen. Sie waren mit dem lebhaften, begabten Mädchen zufrieden, aber „so ganz wuchs es ihnen doch nicht ans Herz. Es war eben ein Zigeunerkind“. Sie konnten sich deshalb nicht zur Adoption entschließen.

„In der Dorfgemeinschaft stand das Zigeunermädchen etwas abseits. Schon in der Schule hat sie gern nach den Buben gesehen.“ Sie war gutmütig und ehrlich. Zur Arbeit mußte sie aber immer angehalten werden. So schickten die Pflegeeltern die 15jährige als Fabrikarbeiterin in die Stadt. Wenn sie auch recht anhänglich war — noch als verheiratete Frau besuchte sie die Pflegeeltern ab und zu — wurde der Umgang mit ihr doch immer schwerer. Sie war leicht reizbar, wurde mit den Jahren dickköpfig und unbelehrbar. 21jährig bekam sie ein uneheliches Kind.

27jährig heiratete sie dann einen Telegraphenarbeiter. Dieser Mann stammt vom Lande, ist arbeitsam und rechtschaffen. Ueberall stellt man ihm ein gutes Zeugnis aus. Seine Zigeunerfrau hat sich den kleinbürgerlichen Verhältnissen äußerlich sehr gut angepaßt. Sie ist haushälterisch, fleißig und sparsam. Viele Jahre hat sie als geschickte Vertreterin gut dazu verdient, so daß sie sich ein kleines Einfamilienhaus in einer mittelgroßen Stadt kaufen konnten. Ihre bürgerliche Aufmachung wirkt aber unecht. Sie ist gezwungen, unnatürlich und geziert in ihrer Sprache und Gestik. Ihr reizbares, zänkisches Wesen macht sie in der ganzen Nachbarschaft unbeliebt, ihre scharfe Zunge ist überall gefürchtet. Von ihrer Schwester, die in der gleichen Stadt mit einem Trinker verheiratet ist, rückt sie weit ab und macht sie kritiklos schlecht. Noch viel liebloser verhielt sie sich gegen ihr uneheliches Kind, das sie einige Jahre in ihrem Haushalt aufgenommen hatte. Bei ihrer inkonsequenten Erziehung — große Nachgiebigkeit und unberechenbare Heftigkeit — verwahrloste der weiche, unstete Junge vollkommen, lief mehrmals von Hause weg, ließ sich zweimal zu versuchten Sittlichkeitsverbrechen treiben und schloß sich zuletzt herumziehenden Zigeunern an. Seit mehreren Jahren ist er in einer geschlossenen Für-

sorgeerziehungsanstalt. Die herzlosen Briefe seiner Mutter offenbaren die ganze Tragik ihres zerrissenen Lebens.

Der 11jährigen Rosine Reinhardt (Gruppe I) war die deutsche Sprache zuerst sehr schwer gefallen. Sie überwandt aber die Schwierigkeiten bald, denn sie war ein geistig gewecktes Kind, aber lügenhaft und streitsüchtig. Zwischen ihrem 14. und 18. Lebensjahr verhielt sie sich so „arbeitscheu, diebisch und münnersüchtig“, daß sie 16jährig wieder in die Anstalt zurück mußte. 18jährig wurde sie als „hoffnungslos“ aus der Fürsorgeerziehungsanstalt entlassen. Der Pfarrer schlug Unterbringung in einem Arbeitshaus vor. Sie gebar zwei uneheliche Kinder, reiste jahrelang mit Jenischen und Zigeunern. Die unehelichen Väter ihrer Kinder wollte sie nicht heiraten. „Wo käme man hin, wenn man da jeden heiraten wollte!“ Schließlich lernte sie in der Arbeitslosenzeit 1930 einen Vertreter kennen, der nur vorübergehend sein Brot „auf der Reise“ verdiente. Er heiratete sie und damit begann ihr „Aufstieg“. Der Mann stammt aus einer geordneten Beamtenfamilie und arbeitete viele Jahre als Postfacharbeiter. Seine Vorgesetzten und Nachbarn loben ihn sehr. Er ist noch so in seine Frau vernarrt, daß er auf seine Beamtung verzichtete, weil er sich nicht von ihr trennen wollte. Er mußte entlassen werden, trotzdem man seinen Abgang sehr bedauerte. Die Ehe ist kinderlos geblieben. Die Ehefrau ist eine geltungssüchtige kokette, sehr berechnende Person, die vielleicht auch noch die Rolle einer angesehenen Beamtenfrau hätte spielen können. Ihr größter Schmerz ist, daß ihr da ein Strich durch die Rechnung gemacht wurde. „Ich wäre so gut als Inspektorsfrau gewesen.“ Aber sie spürte auch die tiefere Tragik, als sie sagte: „Es ist mir so, als habe man mich vor dem Ertrinken aus dem Wasser gezogen und stößt mich jetzt immer wieder mit dem Kopf herein.“ Sie hat sich viel Mühe gegeben, um sich der artfremden Umgebung anzupassen. Sie hält ihren Haushalt ordentlich und sauber, ist in der Nachbarschaft gelitten. Sie scheint auch keine „Seitensprünge“ zu machen. Im ganzen kann man ihr nichts Schlechtes mehr nachsagen. Sie ist intelligenter als der Durchschnitt der Zigeunerinnen der Gruppe I.

Eine Base der Dorothea Schneck, abstammungsmäßig ebenfalls zur Gruppe II gehörig, ist die recht begabte und zielstrebige Johanna Schneck, die heute als eine gewandte Vertreterin gern gesehen wird, sich mit Geschmack kleidet und sich nicht nur sicher und natürlich unterhalten kann, sondern auch flüssige Briefe schreibt. Doch zuerst ihre Entwicklung!

Die 6jährige hatte sich leicht und schnell in das Heim eingewöhnt und führte sich gut. Die 10jährige zeigte sich trotzig; die 13jährige mußte zu allem angetrieben werden. Dann hat sie bei Bauern gearbeitet. Näheres wissen wir über diese Zeit nicht. Sie hat die Landarbeit nicht gerne getan. Immerhin diente sie in einer Stelle vier Jahre. Sie wollte dann etwas anderes lernen, war in verschiedenen Haushaltungen als Dienstmädchen. Um ihre Kochkenntnisse zu verbessern, verdingte sie sich für den Küchendienst in einem Ratskeller, blieb aber nicht lange da, sondern arbeitete dann wieder in etlichen Hausstellen.

Unsere Bemühungen, über ihre Führung und Leistung als Köchin etwas zu erfahren, waren vergeblich. Sie selbst gibt an, daß sie einem größeren Haushalt nicht gewachsen war. Sie heiratete erst 33jährig einen Straßenbahnarbeiter. Da der Lohn sehr gering war, mußte sie mitverdienen. Die Arbeit als Putzfrau lag ihr aber nicht. So nahm sie Vertretungen an und verkaufte Staubsauger. Dabei entwickelte die redegewandte Zigeunerin großes Geschick. Zu Hause war sie freilich nicht mehr viel. Ihr Mann, der als uneheliches Kind lieblos bei Fremden aufgewachsen war, hing sehr an ihr. Er ist ein gutmütiger nicht bestraffter Mann. Wenn er auch über ihren lockeren Lebenswandel auf ihren vielen Reisen hinweg sah, so führten ihre Aushäusigkeiten doch schließlich zu Unzuträglichkeiten. Sie kümmerte sich nicht um den Haushalt, war unordentlich und ließ den Mann alle Hausarbeit machen. Da sie nichts gespart hatten, waren die Möbel auf Abzahlung gekauft worden. Mit ihren Schulden wurden sie aber nicht fertig. Der Mann hatte oft nicht satt zu essen. Sie reichten beide die Scheidung ein, und dabei stellte sich auch heraus — wie aus den Akten hervorgeht —, daß der Mann ein Sexualneurastheniker war und neben seiner heißblütigen Frau eine recht jämmerliche Rolle gespielt hatte. Er spricht noch jetzt freundlich von seiner Frau. „Die Unruhe hat ihr im Blut gesteckt. Aber sie war sehr gut, gab alles her.“ Am meisten vermißt er ihre schöne Singstimme. In seiner zweiten Ehe hat er ein Kind gezeugt. So kann man wohl annehmen, daß diese Zigeunerin praktisch unfruchtbar ist. Sie hat immer viel Freunde und Verehrer gehabt, ohne daß sich Folgen zeigten. Auch ihrem jetzigen Verhältnis mit einem Kunstmaler entstammen keine Kinder. An diesem Mann hängt sie nun mit einer schwärmerischen Verehrung. Seither besucht sie eifrig Veranstaltungen von Kunstgemeinschaften und liest viel. Sie wohnt in den ärmlichen Räumen ihres eingezogenen Freundes, in denen an allen Wänden seine wenig guten Bilder stehen. Aber sie glaubt an ihn und bemuttert den viel jüngeren Mann mit großer Liebe. Schon als Kind habe sie immer von einem besonderen Mann geträumt, der sie aus ihren Kreisen herausheben sollte. Unter dem Fluch ihrer Zigeunerabstammung habe sie ihr ganzes Leben gelitten. Schon im Heim habe man ihr immer „Zigeunerin“ nachgeschrien. Das habe ihr so weh getan. Sie suchte als junges Mädchen einmal mit ihrer Schwester die Zigeunereltern auf. Das Leben habe sie aber angeekelt und abgestoßen. Lieber wollte sie „Steine klopfen, als so werden wie die“. Später habe sie manche gute Partie abgeschlagen, immer aus Furcht, daß sie zurückgestoßen würde, wenn sie ihre Abstammung eingestanden hätte. Immer fühlte sie sich zu einem Menschen II. Klasse verdammt. Jetzt habe sie sich ihre Welt aufgebaut, niemand wisse von ihrer Herkunft, fast habe sie selbst vergessen, daß die „daher kommt“ — und nun zerstöre man wieder ihr Glück. Denn den deutschblütigen Mann kann sie dem Gesetz nach nicht heiraten. Sie hatte gemeint, das gelte nur für die Herumziehenden.

Nur die Lebensschicksale dreier lediger Zigeunerinnen unterscheiden sich noch von den ausführlich geschilderten beider Gruppen; alle übrigen zeigen nur kleine Variationen des schon Bekannten.

Bei einer einzigen Zigeunerin, Genovefa Steinberger (Gruppe I), ist es gelungen, ihre geschlechtliche Triebhaftigkeit zu kompensieren. Sie ist seit ihrer Heimerziehung religiös sehr stark gebunden und findet durch die Freundschaft mit Gleichgesinnten guten Halt. Wenn sie auch langsam ist und keine große Ausdauer hat, so ist sie doch in dem, was sie arbeitet, zuverlässig. Viel Spott hat sie wegen ihrer Prüderie einzustecken, da sie aber immer hilfsbereit und überaus gutmütig ist, mögen sie sie alle gern. Der Betriebsleiter sprach sich äußerst lobend über ihr kameradschaftliches und anständiges Verhalten aus. Sie wohnt mit einer jungen Soldatenwitwe zusammen, mit der sie sich gut versteht. In ihrem einfachen Stübchen ist alles blitzblank. Fleißig gestickte Decken und frische Blumen bekunden ihr Streben nach geordneter Häuslichkeit. Charakterlich soll sie schwierig sein, zwischen Eigensinn und Anlehnungsbedürfnis, zwischen Ich-bezogenheit und grenzenloser Gutmütigkeit schwanken und sehr empfindlich und melancholisch sein. Im ganzen also eine etwas verschrobene alte Jungfer, die sozial brauchbar, innerlich aber zerrissen und uneins mit sich selbst ist.

Die 4jährige Maria Reinhardt (Gruppe II) hatte man zuerst in eine Pflegestelle gegeben. Aus nicht mehr feststellbaren Gründen überwies man die 7jährige dann in ein Heim. Ueber ihre dortige Führung ist nichts mehr bekannt. 13jährig kam sie zu einem Bauern als Magd und diente in ihrer ersten Stelle 10 Jahre. Sie war groß und kräftig, anstellig, geschickt, selbstständig und flink bei jeder Arbeit. Später verdiente sie sich Lob als Schweizerin und war als tüchtige Arbeitskraft überall gern gesehen. In allen Stellen hat sie längere Jahre gearbeitet. Noch heute leistet die 57jährige gute anerkannte Magddienste, trotzdem sie ein altes, gebeugtes Weibchen geworden ist, dem die Hände steif und gekrümmt an den langen schlaffen Armen hängen. Sie hat ihr ganzes Leben lang schwer arbeiten müssen und war nun verletzt und gekränkt, als man sie nach ihrer Abstammung befragte. Trotzdem konnten wir ihr die Unterredung nicht ersparen, denn sie hat drei uneheliche Kinder geboren. Eines starb sehr bald. Ein Mädchen wurde von den Bauersleuten, bei denen sie lange gearbeitet hatte, aufgezogen. Es ist jetzt in der Schweiz verheiratet und scheint sich gut entwickelt zu haben. Das dritte Kind, einen Knaben, behielt sie bei sich. Als aber der 13jährige in einem Zornesausbruch die Scheune seines Arbeitgebers anzündete, mußte er in eine Fürsorgeerziehungsanstalt gebracht werden. Er lernte dort das Schneiderhandwerk. Nach seiner Entlassung arbeitete er wieder mit seiner Mutter bei Bauern. Man war mit ihnen zufrieden. Alle drei Kinder zeugte ein Knecht in einem Zeitraum von 10 Jahren. Er wollte die Zigeunerin heiraten, aber sie willigte nicht ein. Er habe nichts getaugt, wäre immer besoffen gewesen. „Hätte ich ihn geheiratet, dann wäre jedes Jahr ein Kind gekommen, und ich hätte für alle betteln gehen müssen.“ Die unehelichen

Kinder bekam sie, weil „sie immer zusammen arbeiteten und beieinander waren. Da käme das von selbst“.

Die letzte ist nun der schon mehrmals erwähnte „beste Erziehungserfolg“. Karoline Reinhardt (Gruppe I) wurde von ihrem 9. Lebensjahr an in einem Heim aufgezogen. Ein Oberlehrer berichtete 1926:

„Infolge ihres guten Talents und ihres guten Willens hat sie in der Schule schnell das früher Versäumte nachgeholt (sie kam ohne jede Schulbildung in die Anstalt), so daß sie im letzten Schuljahr wohl eine der besten Schülerinnen war. Nach Entlassung kam sie zu Bauern (1916), war sehr fleißig, konnte sich RM. 400,— ersparen. 1920 ließ sie sich nicht abhalten, in die Großstadt zu gehen, wo sie bald verführt wurde und ein Kind gebar. Von ihren Stammesgenossen wollte sie nie etwas wissen und bei Besuchen von solchen in der Anstalt und später auch draußen war sie immer für dieselben unsichtbar; sie wollte keine Gemeinschaft mit ihnen haben. Sie war wohl eines der besten Erziehungsresultate betr. Zigeunerkinde!“

Seit 21 Jahren wohnt die heute 42jährige in einer Großstadt. Ihre Wohnung wechselt sie selten. Jetzt hat sie in einem einstöckigen Handwerkerhaus der Altstadt zwei Zimmer abgemietet und benutzt die Küche ihrer Wirtin mit. Bei den Nachbarn ist sie angesehen. Man lobt ihre Sauberkeit, ihre Zuverlässigkeit und mütterliche Sorge für ihre Tochter, die sie selbst aufzog. Seit mehreren Jahren arbeitet sie bei der Post als Briefträgerin. Ihren Dienst verrichtet sie pünktlich.

Als wir sie an einem Vormittag gegen 10 Uhr aufsuchten, war die kleine Wohnung schon aufgeräumt und sauber. Gelassen, freundlich, mit der Sicherheit eines Menschen, der in geordneten Verhältnissen lebt, bot sie einen Stuhl an. Weder neugierig noch aufgeregt ließ sie die Fragen an sich herankommen. Zuerst verhielt sie sich vorsichtig, begriff dann aber erstaunlich schnell den Sinn und die Notwendigkeit dieser Forschungsarbeit. Ihre Bemerkung „da hätten wir aber eine sehr interessante Arbeit“ deutet auf eine verblüffende Situationserfassung ohne Ich-bezogenheit. Die Unterredung kam für sie ganz überraschend. Niemand weiß in ihrer Umgebung von ihrer Abstammung. Sie sieht zwar fremdländisch aus, hat aber einen vorwiegend mediterranen Typ und ist in ihrer Lebensführung so unzigeunerisch, daß wohl keiner auf den Gedanken kommt, sie für nicht deutschblütig zu halten. Aus ihrem Leben berichtete sie dann offen und bereitwillig, daß sie in der Stadt nur kurze Zeit als Dienstmädchen gearbeitet habe. Sie wollte vorwärtskommen und verdienen und ging dann bald in die Fabrik. Auf ihrem täglichen Arbeitsweg lernte sie einen Kesselschmied kennen, der ihr die Heirat versprach. Als dann ein Kind unterwegs war, erfuhr sie, daß er bereits eine Frau und mehrere eheliche Kinder hatte. (Aus den Jugendamtsakten ergab sich, daß er darüber hinaus noch für vier uneheliche Kinder von vier verschiedenen Frauen zahlen sollte.) Er wollte sich scheiden lassen. Sie hörte aber von anderen Frauen, daß er sehr leicht sei, so daß sie sich ganz von ihm trennte. Mit seiner Ehefrau freundete sie sich aber an; diese nahm

ihr Kind auch eine Zeitlang in Pflege (durch Jugendamtsakte bestätigt). Schließlich mußte sie es doch solange in ein Heim geben, bis sie soviel gespart hatte, daß sie die 6jährige Tochter zu sich nehmen konnte. Tagsüber gab sie das Kind dann in die Krippe. Später war die Aufsicht bei der berufstätigen Mutter zu locker. Auf Anraten des Jugendamtes gab sie die 11jährige schweren Herzens in eine Fürsorgeerziehungsanstalt. Nach einem Jahr nahm sie die Tochter dann aber doch wieder zu sich. Auf dem Jugendamt lag ein sehr verständiger Brief aus dieser Zeit, der ihre charakterliche Haltung gut kennzeichnet, aber auch ihr nicht ganz sicheres Sprachgefühl trotz des verhältnismäßig guten Wortschatzes zeigt.

„Ich befasse mich mit dem Gedanken mein Kind wieder zu mir zu nehmen. Wie Herr Dr. weiß, fanden wir es für gut, das Mädcl für einige Zeit in strengere Aufsicht zu geben. Ich glaube nun, daß der Zweck der Sache erfüllt ist und wir es nun mit der mütterlichen Erziehung wagen dürfen. Ich bin überzeugt, daß eine längere Zwangserziehung, wie es diese ist, den guten Kern, der im Kinde ist, nur schaden wird. Ich kenne mein Mädcl als gutes williges Kind, was auch die Hausmutter vom Charlottenkinderheim und selbst die Schwestern in D. mir bestätigten. Diese strenge Erziehung, bei welcher der Stock nur zu oft gebraucht wird, machen das Kind verbittert und unaufrichtig. Ich besuche mein Kind alle 5 bis 6 Wochen und beobachte genau die Wirkung dieses Aufenthaltes. Gewiß hat das Kind in der Schule einen Vorteil. Aber diese zwangsmäßige Abhaltung vom anderen Geschlecht, das ja ausschlaggebend war bei unserer Vereinbarung, würde dem Kind später viel mehr schaden als nützen.

Ich möchte mein Kind als aufrichtige, frische, deutsche Mädcl erziehen, was dort in der Erziehungsanstalt unmöglich ist.

Ich bitte Herrn Dr. inständig mir zu dieser Aufgabe zu helfen. Ich dachte bis nach den großen Ferien damit zu beginnen und erwarte Herr Dr. Ihre gefl. Nachricht.“

Sie hat dann längere Zeit Heimarbeit angenommen, um zu Hause zu sein. Die bescheidenen Möbel ihrer kleinen Wohnung hat sie sich von ihrem ersparten Geld gekauft. Ihr ganzer Lebensinhalt ist ihre Tochter, für die sie eine dreijährige Lehre von ihrem knappen Verdienst ermöglichte. In der Schule sei die Anita nicht so gut gewesen, nur im Zeichnen und Turnen hatte sie gute Zensuren. „Weil sie eine so leichte Hand hat“, ließ die Mutter sie Friseurse lernen. Karoline Reinhardt hätte sich noch einmal gut verheiraten können. Es zerschlug sich aber wegen des Kindes, von dem sie sich nicht trennen wollte. Man spürt aus ihren Bemerkungen über die Tochter, daß sie nicht ganz mit ihr zufrieden ist. Trotzdem glaubt sie an ihr Kind. „Wir sind ja immer zusammen, und es kommt alles auf die Erziehung an.“ Die Tochter hat vor einigen Monaten ihre Gesellenprüfung mit „genügend“ bestanden. Sie ist ein „freundliches, gefälliges Mädchen, das etwas leicht und flatterhaft ist und hinter dem man streng her sein muß.“

Uebersichten wir zusammenfassend die Arbeitsleistungen der erwachsenen Zigeunerinnen, so ergibt sich, daß sie im Durchschnitt ebensowenig als Bauernmägde zu gebrauchen sind wie als Dienstmädchen. Am ehesten können sie als Fabrikarbeiterinnen eingesetzt werden. Auch diejenigen, die nicht zu Zigeunern zurückkehrten, suchen am liebsten Berufe, die ihrer unsteten, unruhigen Natur entsprechen. Sie hausieren, sammeln Lumpen, die Intelligenteren bewähren sich als Reisende und Vertreterinnen. Auch die beste ist als Briefträgerin jetzt am zufriedensten.

Zum Schluß noch eine Zusammenstellung über die sozialen Beziehungen der 57 erwachsenen Zigeunerinnen und über den Wert ihrer Arbeitsleistung. 20 von ihnen kehrten in den Zigeunerwagen zurück. Nur als Hinweis diene die Gegenüberstellung der Abstammungsgruppen I und II.

	Soziale Beziehungen			Arbeitsleistung		
	I	II	Summe	I	II	Summe
gut, geordnet, zufrieden- stellend	3	4	7	5	5	10
mäßig oder wechselnd	6	3	9	8	2	10
schlecht	15	6 (1 Prostituierte)	21	9 (6 Hausiere- rinnen)	6	15
unbekannt	—	—	—	2	—	2

Im Durchschnitt sind die erwachsenen Zigeunerinnen in ihren sozialen Beziehungen also noch fragwürdiger als bei ihrer Arbeit. Die echteren Zigeunerinnen der Gruppe I scheinen durchschnittlich schwerer anpassungsfähig als die Mischlingszigeunerinnen der Gruppe II.

Der Bericht über die Zigeunermänner wird nun sehr viel kürzer, weil nur sehr wenige bei Deutschen blieben. Die Zusammen-

stellung auf S. 76 ergab, daß nur 12 von 46 erwachsenen Zigeunern nicht zu ihren Stammesgenossen zurückkehrten. Gutgeraten sind davon zwei, mäßig oder wechselnd aber sozial tragbar sind fünf, ebenfalls fünf sind asozial oder kriminell.

Die Zahlen sind zu klein, um irgendwelche Vergleiche zu erlauben. Sehen wir uns also nur näher an, was wir über ihre Lebensschicksale erfahren konnten.

Aus dem Bericht über Karl Reinhardt, den einzigen Sohn des „Bärwinkles Karl“ (vgl. Anhang und Sippentafel II), können wir sehen, daß er sich anders als seine Schwestern entwickelt hat. Er lebt sozial völlig angepaßt, ohne dabei seine zigeunerischen Anlagen gewaltsam unterdrücken zu müssen. Er gibt an, daß er nicht sehr gern bei Bauern gearbeitet habe. Trotzdem muß er seine Pflicht erfüllt haben, denn auf einer Stelle verdingte er sich viermal. Die drei Militärjahre scheinen ihn gut „gedrillt“ zu haben und brachten ihn mit anständigen Kameraden zusammen. Die anschließende Arbeit in der Gepäckablage erforderte keine ständige, große Anstrengung. Wäre er später als Kranführer und Bohrer einer der besten Arbeiter gewesen, dann würde man ihm, trotz „der schlechten Zeiten“ das Gehen nicht nahegelegt haben. Die jetzige Tätigkeit als Tiefbauarbeiter entspricht aber nun den Fähigkeiten, die auch seine zigeunerisch lebenden Stammesgenossen öfter mit Erfolg unter Beweis stellen. Daß er aber 19 Jahre ständig und gut auf der einen Stelle gearbeitet hat, spricht für eine seltene, günstige Anlagenkombination. Ohne diese hätten wohl auch nicht die fleißigen und strebsamen Ehefrauen sein Leben in eine so stete und gerade Bahn gebracht, wenn auch ihr Einfluß auf seine Persönlichkeitsentwicklung nicht unterschätzt werden darf.

Der zweite ordentliche Zigeuner, Ludwig Reinhardt, ist der Bruder der Maria, die als tüchtige Schweizerin und fleißige Bauernmagd noch heute gut gelitten ist. Wir hörten auch schon in dem Bericht über die Zigeunerburschen von ihm. Er war es, der die Erbschaft eines Wagnermeisters nicht antreten wollte, weil er zu dem Handwerk keine Lust verspürte und lieber bei Bauern arbeitete. Als ein „grundehrlicher, guter Kerl“ war er allgemein beliebt. „Er verstand sein Geschäft gut, arbeitete fleißig und selbständig, mit Lust und Liebe.“ Seine fleißige, ordentliche Frau lernte er bei der Arbeit kennen. Sie dienten bei demselben Bauern, der sich lobend über beide ausspricht. Im Weltkrieg erfüllte er vier Jahre seine Pflicht. Nach der Militärentlassung wurde er in seinem Dorf als Straßenwart angestellt und hat diesen Dienst zur vollen Zufriedenheit der Gemeinde 13 Jahre ausgeübt. Dann wurde er beim Bau der Reichsautobahnen verwendet. Jetzt arbeitet der 60jährige noch als Waldarbeiter. Lange wird er es aber nicht mehr schaffen. Er hat mit seiner Frau eine sehr gute Ehe geführt. Seine sechs Kinder hängen mit großer Liebe an ihrem Elternhaus. Sie sind alle gut geraten. Die Entwicklung der einzelnen Kinder wird kurz im nächsten

Kapitel geschildert werden. „Die ganze Familie ist überall beliebt und kann im Dorf ein Vorbild für viele sein.“ Hier scheinen sich — ebenso wie bei der Sippe Karoline Reinhardt — günstige Erbanlagen in der Familie zu häufen. Außerdem sind es Mischlingszigeuner der Gruppe II. Wir kennen noch eine Schwester von ihm, die seit 30 Jahren in einer Großstadt unbestraft lebt und sich wenigstens jetzt unauffällig verhält. Sie bezieht Wohlfahrtsunterstützung. Ihre Invalidenkarte zeigt 20 geklebte Marken. Mit ihrem Ehemann hatte sie freilich Pech. Er war kriminell und saß auch einmal 4 Jahre im Zuchthaus. Sie ließ sich aber von ihm scheiden. Ueber die Eltern dieser Geschwister hörten wir noch von alten Leuten, daß sie ordentliche, anständige Zigeuner gewesen seien, die auch gearbeitet hätten.

Zu den „Mäßigen“ gehört der schon als Jugendlicher bekannt gewordene, wenig talentierte, aber sehr willige Gärtner, der jetzt als Hilfsarbeiter brauchbare Arbeit leistet. Während seiner Chauffeur Tätigkeit mußte er mehrmals wegen rücksichtslosen Fahrens bestraft werden. Einmal machte er sich einer Unterschlagung schuldig. Er verband sich mit einer geschiedenen Fabrikarbeiterin, die aus einer mit Schwachsinn belasteten Familie stammt. Da ihm die Ehegenehmigung wegen seiner nicht arischen Abstammung verweigert wurde, hatte er es besonders schwer, mit einem Ledigenlohn für Frau und drei Kinder auszukommen. Trotzdem hat er nie eine Wohlfahrtsunterstützung in Anspruch genommen, sondern sich allein durchgeschlagen. Seine Schwester ist die einzige prostituierte Zigeunerin in Württemberg. Sie wurde ebenfalls deutsch erzogen. Die Geschwister sind Mischlingszigeuner der Gruppe II.

Auch der vierte deutschverheiratete Zigeuner, der in den letzten Jahren in geordneten Verhältnissen lebte, gehört abstammungsmäßig zur Gruppe II. Lange arbeitete er als Bauernbursche, später als Fabrikarbeiter. Neun Jahre zog er mit der geschiedenen Frau eines Säufers als Scherenschleifer über Land. Er zog sich sechs kleine Strafen zu, einmal wurde er noch wegen Unterschlagung zur Rechenschaft gezogen. Der Frau behagte das Umherziehen auf die Dauer nicht. Sie wurde unehelich geboren und stammt von seßhaften Leuten ab. Als das vierte Kind zur Welt kam, suchten sie sich eine feste Wohnung. Zuerst begegnete man der „Zigeunerfamilie“ mit großem Mißtrauen. Er arbeitete aber fleißig in der Fabrik, und sie hielt ihren Haushalt gut zusammen. So haben sie sich jetzt nach sieben Jahren einen guten Ruf erworben, und man zählt sie sogar zu den ordentlichen und anständigen Familien in einem kleinen Dorf. Von den vier Kindern ist bisher ein Mädchen sittlich haltlos und arbeitsscheu.

Die drei ledigen Zigeuner (alle Gruppe I), die in deutschen geordneten Verhältnissen geblieben sind, unterscheiden sich nur unwesentlich voneinander. Einer arbeitet als Bauernknecht, die beiden andern als Hilfsarbeiter. Mit ihren Arbeitsleistungen ist man zufrieden. Sie sind geschickt und selbständig — aber unbeständig. Der eine bummelt immer mal zwischendurch

und kommt oft zu spät. Der andere bleibt nicht länger als höchstens ein Jahr auf einer Stelle. Der Bauernknecht ist noch als 42jähriger morgens nicht aus dem Bett zu holen. Wenn ihm etwas nicht paßt, läuft er einfach fort.

Von den fünf minderwertigen Männern sind drei kriminell.

Der Eine zeugte mit zwei jenen Frauen 12 Kinder und wurde nach seiner 21. Strafe ins Konzentrationslager eingewiesen.

Der Zweite ist ein neunmal vorbestrafter Betrüger, ein formal begabter Zigeuner, der aber wohl schon in seiner Jugend recht arbeitsscheu war, denn man mußte ihn bis zu seinem 17. Lebensjahr in der Anstalt behalten. Nach zwei Jahren Bauerndienst meldete er sich zum Militär und zog sich bald eine Oberschenkelverletzung zu. Diese Kriegsbeschädigung hat er nun sein ganzes Leben übel ausgenutzt. Es ist geradezu empörend zu lesen, wie er die Langmut und Hilfsbereitschaft der Versehrtenfürsorge immer wieder auf die Probe stellte und sich um jeden ernstesten Arbeitseinsatz drückte, auch wenn man ihm noch so entgegen kam. Er heiratete eine sittlich minderwertige Frau. Seine Ehe blieb kinderlos.

Der Dritte war von Kindheit an flatterhaft, verschlagen, frech und arbeitsscheu. Nur vorübergehend zeigte er sich fleißig. Nach mehreren schweren Diebstählen, floh er 20jährig aus seinem Dienst. Der 30jährige eroberte sich eine Handwerkstochter, die er oft im Stich ließ, wenn ihn die Wanderlust zu seinen Rassegenossen zurücktrieb. Er kommt immer wieder zurück und arbeitet zwischendurch als Dienstknecht. Er wurde 18mal bestraft, vorwiegend wegen Diebstahls.

Ebenso bekam Gottlob Reinhardt — ein Stiefbruder von der Dudela (vgl. Kapitel über die Kindheit) — eine Frau aus ordentlicher Familie. Er war von seinem 9. Lebensjahr an wie ein eigenes Kind bei Bauersleuten aufgewachsen. Der „gutmütige, offene, anschmiegsame“ Junge hatte keinerlei Erziehungsschwierigkeiten bereitet. Seine Pflegemutter berichtete uns nur Gutes aus seiner Kindheit. Dann muß es aber doch nicht mehr glatt gegangen sein. Der 16jährige wurde in eine Anstalt gebracht, aus der er zwei Jahre später floh. Als halbseßhafter kleiner Artist ist er viel in der Welt herumgekommen. Seit seiner zwangsmäßigen Sefhaftmachung, die teils durch die Frau, teils durch die derzeitigen Verhältnisse bedingt wurde, bezieht er häufig Wohlfahrtsunterstützung. Er wird als ein leicht erregbarer Heimtücker geschildert, der in fester Arbeit faul, interesselos und unzuverlässig sei.

Der Fünfte hatte bei seiner geistigen Lebhaftigkeit in der Kindheit gute Erfolge versprochen. Aber schon bei dem 10jährigen ließen Jähzorn und Eigensinn das Schlimmste befürchten. Bei dem 14jährigen hielt man es nicht für unmöglich, daß er einmal im Affekt einen anderen Menschen umbringen könne. Er ist der Bruder der Rosine Reinhardt, die — nach einem recht bewegten Lebenswandel — es beinahe bis zur Beamtenfrau gebracht hätte.

Paul liebte ebenso wenig wie seine Schwester körperliche Anstrengungen. Nur bei Arbeiten, die ihm zusagten, war er fleißig. Man gab ihn zu einem Bauern in Dienst, der zuerst mit ihm zufrieden war, aber er schaffte nur, wenn er wollte. Als der 15jährige eine wohlverdiente Ohrfeige von seinem Dienstherrn bekam, trug dieser ein blaues Auge von seiner Erziehungsmaßnahme davon. Da Paul das Schmiedehandwerk lernen wollte, gab man ihn in eine Lehre. Er führte sich zwei Jahre gut. Der Meister war auch mit der Arbeit zufrieden. Als der Weltkrieg ausbrach, meldete er sich freiwillig zum Militär und wurde „wegen seines guten Betragens und seiner patriotischen Gesinnung“ (?) frühzeitig aus der Fürsorgeerziehung entlassen. Viele Jahre konnten wir darüber hinaus nichts mehr über ihn in Erfahrung bringen. Die Zigeuner hatten uns von ihm erzählt, daß er schon seit 20 Jahren in Ostpreußen wohne. Er sei Schmied und habe eine deutsche feine Frau geheiratet. Schließlich stöberten wir ihn in Schlesien auf. Dicke Akten lagen auf dem Wohlfahrtsamt. Aus seinen gewandten aber unverschämten Briefen war zu ersehen, daß er seine ganze Energie seit 20 Jahren für einen Rentenkampf verwandte. Nach dem Weltkrieg war er von der Reichswehr übernommen worden, mußte aber 1921 wegen eines alten Lungenleidens, das während der Militärzeit wieder aufgeflackert war, entlassen werden. Trotzdem dieses inzwischen völlig ausgeheilt ist, hat er so gut wie nichts mehr gearbeitet. Auf allen Behörden ist er als lästiger Querulant und chronischer Rentenneurastheniker unliebsam bekannt. Nur die gutherzigen Beamten eines Wohlfahrtsamtes konnte der große Schauspieler so täuschen, daß sie seine Anträge auf Weiterzahlung von 30 v. H. Rente immer wieder befürworteten. Gelegentlich hat er Fabrikarbeit geleistet, während vieler Jahre auch vorübergehend bei Bauern gearbeitet. Seine Frau, eine primitive, schwachsinnige Person, hat bis jetzt vier Kinder von ihm geboren. Die Familie, im ganzen Dorf verabscheut, haust in dem Armenhaus der Gemeinde, das von außen frisch geweißt, innen aber ein unbeschreibliches Schmutzloch ist. Die Kinder betteln und nehmen die Hühnereier aus den Nestern. Der Mann ist überall gefürchtet, trotzdem er sich im Ort tadellos führt und sich ganz zurückhält. Jeder hat seit dem Zuzug dieser Leute sein Kleinvieh hinter Schloß und Riegel verwahrt. Niemals läßt er sich erwischen. Aber jeder weiß, daß er Gras auf fremden Wiesen mäht, Kartoffeln von fremden Aeckern erntet, Holz im Walde holt und wahrscheinlich auch wildert. Er wurde vor einem Jahr in der nächstliegenden Stadt dienstverpflichtet. Von einer regelmäßigen Arbeit ist aber auch jetzt bei ihm keine Rede. Wenn es ihm gerade paßt, wird er wieder „krank“. In dieser Zeit sammelt er dann mit seinen Kindern Blaubeeren. „Da verdiene ich mehr dabei.“ Oder er betreibt dunkle Geschäfte. Seltsamerweise war noch keiner auf den Gedanken gekommen, in ihm einen Zigeuner zu vermuten. In die dortige Gegend kommen seine Rassegenossen sehr wenig. Seitdem seine Abstammung bekannt ist, verstehen nun alle auf einmal das Beunruhigende und Undurchsichtige seiner Art.

III. Teil.

Die Nachkommen.

Die 108 Zigeuner und Zigeunermischlinge, die längere Zeit artfremd erzogen wurden und heute das 20. Lebensjahr überschritten haben, erzeugten bisher 285 Kinder. Eine sichere Fruchtbarkeitsziffer läßt sich nicht errechnen, da über die Hälfte der Zigeuner noch im zeugungsfähigen Alter ist. Auch müßte man die verschiedenen soziologischen Verhältnisse berücksichtigen, in denen diese Menschen leben. Während diejenigen, die zu ihrem Stamm zurückgekehrt sind, ebenso wie die mit Jenischen Verbundenen, ungehemmt Kinder in die Welt setzen, ist der Vermehrung der in deutschen Verhältnissen lebenden Zigeuner mancher Riegel vorgeschoben. Z. T. haben die Zigeunerfrauen kranke deutsche Männer bekommen. Viele vermochten auch gar nicht einen Mann auf die Dauer zu binden. Bei den Zigeunermännern verbietet die kleine Zahl der artfremd lebenden überhaupt jede statistische Berechnung.

Die Kinder derjenigen Zigeuner und Zigeunermischlinge, die zu ihren Rassegenossen zurückgekehrt sind, unterscheiden sich von den Kindern der stets stammesgebundenen Zigeuner nicht. Die Bastarde¹³⁾, die aus der Verbindung mit Jenischen entsprossen sind, zeigen das typisch minderwertige Mischlingsbild, wie es von Ritter und Finger beschrieben wurde. Für unsere Fragestellung ist daher nur die Entwicklung derjenigen Bastarde von Interesse, die aus der Zigeunerverbindung mit deutscher seßhafter Bevölkerung entstanden sind.

Vergegenwärtigt man sich nun, daß von den 42 deutschblütigen Männern und Frauen (ausschließlich der Jenischen), die sich mit den deutscherzogenen echteren Zigeunern (Gruppe I) in Württemberg einließen und 75 Kinder zeugten, nur fünf in erbgesundheitlicher, sozialer und leistungsmäßiger Hinsicht unseren deutschen Anforderungen entsprechen — und berücksichtigt man, daß fünf Sechstel der Bastarde in ungeordnetem Elternhaus oder bei Fremden aufwuchsen, so kann man sich nicht wundern, daß auch diese 38 Nachkommen, die jetzt mindestens das 20. Lebensjahr überschritten haben, sich wenig be-

¹³⁾ Im Rahmen dieser Untersuchung werden zur leichteren Verständigung die Nachkommen der deutsch erzogenen Zigeuner und Zigeunermischlinge mit Deutschblütigen als „Bastarde“ bezeichnet.

währten. Nur ein Mann und zwei Frauen haben sich völlig normal entwickelt und lebten bisher ganz unbescholten. Damit ist nicht gesagt, daß alle anderen völlig asozial, kriminell und leistungsuntüchtig seien. Betrachtet man ihre sozialen Beziehungen und ihre Arbeitsleistungen getrennt und unterscheidet man auch noch die Verhaltensweisen während der Jugendzeit und des Erwachsenenalters, so ergibt sich folgende Statistik:

Von 54 Jugendlichen waren in		
ihren sozialen Beziehungen		ihrer Arbeitsleistung
10	geordnet, zufriedenstellend, gut	14 (15)
20 (23)	mäßig oder wechselnd	20 (23)
21	schlecht	14 (16)
3	unbekannt	6

Von 38 Erwachsenen waren in		
ihren sozialen Beziehungen		ihrer Arbeitsleistung
15 (16)	geordnet, zufriedenstellend, gut	22
9 (10)	mäßig oder wechselnd	6 (7)
11 (12)	schlecht	9
3	unbekannt	1

(in Klammern ist die Zahl einschließlich des wahrscheinlichen Verhaltens derjenigen angegeben, deren späterer Lebensweg unbekannt blieb).

Vergleicht man diese Aufstellung über die jugendlichen Bastarde 1. Grades mit den Berichten über ihre zigeunerischen Vorfahren, so ergibt sich ein ganz aufschlußreiches Verhältnis. Wenn man diejenigen, die zum Zigeunerleben zurückkehrten, außer acht läßt (also dieselbe Siebung vornimmt, wie das Leben auch), so sind zwar bei den Zigeunern ebenso wie bei den jugendlichen Bastarden in bezug auf ihre sozialen Beziehungen die meisten in der schlechten Gruppe vertreten. Aber die gute Gruppe ist bei ihnen relativ größer als bei den Bastarden. Sollte sich dieses Verhältnis durch ein größeres Material bestätigen, wie es den Anschein hat, so darf man daraus schließen, daß sich ein gut gearteter Zigeuner in der Zeit des Geführtwerdens durchschnittlich immer noch leichter leiten läßt als ein Bastard. Dabei muß freilich bedacht werden, daß das Zigeunermaterial ausgelesen ist (s. oben), während die Bastarde in ihrer Gesamtzahl auftreten. Nur ganz vereinzelt kehrt einmal einer zu seinen zigeunerischen Verwandten zurück. Die meisten bleiben innerhalb des deutschen Volks-

körpers, wobei die Primitivsten und Unstetesten das Heer der Asozialen vermehren. Auch bei den Arbeitsleistungen schneiden die jugendlichen Zigeuner etwas besser ab als die jugendlichen Bastarde. Die verhältnismäßig günstige Zahl der guten Zigeunerarbeitsleistungen, die ein gutes Drittel beträgt, war vorwiegend durch die Landarbeit der Zigeunerburschen erreicht worden. Diese fanden häufig im Umgang mit Pferden oder bei abwechslungsreicher Arbeit im Freien eine ihren Anlagen entgegenkommende Beschäftigung. Die Bastarde dagegen leben z. T. schon in der Stadt, wo die Anforderungen größer sind. Wahrscheinlich werden aber die charakterlichen Schwierigkeiten des innerlich meist unharmonischen Bastards, die besonders stark in den Entwicklungsjahren in Erscheinung treten, seine Arbeitsfähigkeit beeinträchtigen, denn das Ergebnis ist auf den ersten Blick erstaunlich. Verfügen doch die Bastarde durch das Erbe ihrer deutschblütigen Vorfahren im Durchschnitt über eine bessere Intelligenz und größere Arbeitsausdauer als die primitiveren Zigeuner.

Daß die Bastarde tatsächlich wertvollere Dienste verrichten können als die Zigeuner, beweist die relativ hohe Zahl ihrer guten Arbeitsleistungen im Erwachsenenalter. Ueber die Hälfte arbeitet gut bzw. zufriedenstellend. Dazu muß man noch die im ganzen höheren Berufsarten rechnen. Wir finden unter den 38 Bastarden:

Bei den Männern

1 (1) Gärtner	2 Hilfsarbeiter
3 (3) Kapitulanten	1 (1) Ziegeleiarbeiter
1 (1) Vertreter	3 Gelegenheitsarbeiter
2 (2) Bauernknechte	1 Anstaltskorbmacher
2 Fabrikarbeiter	1 (1) Faktotum

(2 sind anschließend an den Arbeitsdienst und die Militärzeit eingezogen worden).

Bei den Frauen

1 (1) Sekretärin	5 (3) Fabrikarbeiterinnen
1 (1) Büroangestellte	4 (3) Hausfrauen
4 (2) Dienstmädchen	2 Nichtsteuerinnen.
2 (2) Bauernmägde	

(In der Klammer wird die Zahl derjenigen bezeichnet, die gute bzw. zufriedenstellende Arbeit leisten.)

Im ganzen sind acht Männer zum Militär eingezogen worden:

1 Stabsfeldwebel	2 Obergefreite
1 Reit- und Fahrlehrer	2 Grenadiere
1 Unteroffizier	1 ist desertiert.

Diese auffallend gute militärische Vertretung ist eine Siebungserscheinung. Die wegen ihres zigeunerischen Verhaltens oder Aussehens bekannten Bastarde wurden als Mischlinge meist gar nicht erst eingezogen.

Eine Lehre begannen 21 Bastarde; beendet haben sie 15; 3 stehen noch in der Ausbildung (1 Chemiefachwerkerlehrling, 1 Schmiedelehrling, 1 kaufmännischer Lehrling).

Von den Burschen wurden ausgebildet als

kaufmännische Angestellte	2
Gärtner	1
Bäcker	1
Schneider	1
Schreiner	1
Tapezierer	1
Korbmacher	1

Von den Mädchen wurden ausgebildet als

Stenotypistin	1
Kontoristin	1
Friseurin	1
Verkäuferinnen	2

1 legte in einem Internat eine Prüfung für Haushaltslehrlinge ab.

Wie weit diese 15 tatsächlich das Gelernte in einem entsprechenden Beruf verwerten, läßt sich heute noch nicht sagen, weil der größere Teil noch zu jung ist. Es sieht aber so aus, als ob ganz wenige in ihrem Berufe bleiben werden. Denn in den sozialen Beziehungen entsprechen die erwachsenen Bastarde nicht ihren Arbeitsleistungen.

War die Gruppe der sozialen Versager bei den Zigeunern die größere, so scheint zwar die der sozial geordneten bei den Bastarden etwas zu überwiegen, aber die nicht Anpassungsfähigen betragen bei ihnen noch fast ein Drittel.

Bisher haben die 38 erwachsenen Bastarde 1. Grades mit 25 ehelichen und unehelichen Deutschblütigen 40 Kinder gezeugt. Die Auswahl ist bedeutend besser als bei den Zigeunern. Die Bastardfrauen scheinen eher „bessere“ Partner zu bekommen als die Bastardmänner.

Von den 13 männlichen Personen sind:

in ihren sozialen Beziehungen	in ihren Arbeitsleistungen
9 geordnet oder unauffällig	7 gut oder zufriedenstellend
1 mäßig	1 mäßig
0 schlecht	3 schlecht
3 unbekannt	2 unbekannt

Von einer Aufstellung über die 12 weiblichen Partner wird abgesehen, da diese meist im Haushalt tätig sind und für eine einigermaßen treffende Beurteilung vielseitige Erhebungen nötig wären. Es stammen aber allein 4 aus schwer asozialen Sippen.

Unter den männlichen Partnern finden sich 3 kaufmännische Angestellte, 5 Handwerker, 3 Arbeiter, 1 Dienstknecht und 1 — Erbhofbauer, der freilich ein charakterlicher Schwächling ist.

Bei diesen Zusammenstellungen wurde diesmal die Abstammungsgruppe II herausgelassen. Die Zahlen sind zu klein, um für eine Gegenüberstellung zu genügen. Hätten wir sie aber mit zur Gruppe I geschlagen, so wäre das Gesamtergebnis doch etwas verschoben und das Bild verzeichnet worden. Es hat den Anschein, als ob bei den Nachkommen der Mischlingszigeuner mit ziemlich gleichen zigeunerischen und deutschen Blutsanteilen, wenn der deutschblütige Elternteil selbst ordentlich ist, die Kinder weitaus bessere Entwicklungsmöglichkeiten haben. Rein rechnerisch könnte man sie sowieso Mischlingen 2. Grades gleichstellen. Aber die zigeunerischen Elternteile, die danach wie Mischlinge 1. Grades zu werten wären, verhalten sich im Durchschnitt nicht wie solche, sondern tendieren viel stärker nach der Zigeunerseite (vgl. S. 38).

Mußten wir bei der Zusammenfassung der Erfahrungen mit deutsch-erzogenen Zigeunern die Feststellung machen, daß letzten Endes nur eine einzige tüchtige Vollfamilie als Frucht so vieler Mühen und Kosten entstanden ist, so wollen wir jetzt nochmals betonen, daß der Vater dieser Familie ein Zigeuner der Abstammungsgruppe II, also ein

Mischlingszigeuner mit ziemlich gleichen zigeunerischen und deutschen Blutsanteilen ist. Wir sind überzeugt, daß die Wahrscheinlichkeit, daß sechs Kinder eines echten Zigeuners alle gut und tadellos geraten, so gering ist, daß sie praktisch nicht vorkommen wird — zumal auch die deutschen Partner nur in verschwindender Zahl vollwertiges Erbgut mitbringen.

Wenn wir uns auch darüber klar sind, daß die angegebenen Zahlen der Uebersicht nur ganz im groben die mannigfaltigen Verhaltensweisen einer Persönlichkeit und die schier unentwirrbaren Einflüsse der Anlagen und der Umwelt auf deren Schicksalsweg erfassen können, so wagten wir es doch, um einen ungefähren Ueberblick über die Erfahrungen zu geben, die man mit diesen Bastarden macht. Die kleinen Zahlen der württembergischen Fälle wurden stets auch mit den Eindrücken, die wir aus dem Gesamtmaterial gewonnen hatten, verglichen. Es ergaben sich keine Differenzen. Nur wird die weitere Verarbeitung der übrigen Zigeuner noch einige recht aufschlußreiche Variationen im Hinblick auf die einzelnen Zigeunerstämme ergeben.

Um die etwas schematisierte Vorstellung, die dem bunten Leben wenig gerecht wird, wieder aufzulockern, wollen wir uns noch die Schicksale einiger Bastarde vor Augen führen. Als typisches Beispiel für die vielfältige Aufspaltung der ungleichen Erbmasse bei Kindern aus der Verbindung eines Zigeuners mit einem minderwertigen Deutschblütigen diene wieder eine Enkelgruppe des „Bärwinkles Karl“ (vgl. Anhang und Sippentafel II). Am eindruckvollsten sind wohl die Lebensläufe der Geschwisterreihe Kurz.

Sämtliche Kinder waren der verderblichen Umwelt ihrer Eltern entzogen und mit Ausnahme des Josef Kurz, der in eine Anstalt kam, in Pflegefamilien untergebracht worden, die — soweit es noch bekannt ist — den Kindern ein zweites Elternhaus geben wollten. Ludwig und Ursula stehen heute noch mit ihren Pflegeeltern in Verbindung.

Die Entwicklung der Mädchen ist weitaus günstiger verlaufen als die der Brüder. Alle drei wurden wie eigene Kinder aufgezogen und bereiteten in ihrer Kindheit keine Schwierigkeiten. Sie waren leicht erziehbar und wohl gelitten.

Von den zwei jüngeren erfuhren wir, daß Sofia Kurz mit 12 Jahren ihr Wesen änderte, sich unehrlich, verstockt und frech zeigte, so daß die Pflegemutter nicht mehr mit ihr fertig wurde, und sie bis über ihr 21. Lebensjahr hinaus in einem Heim bleiben mußte, — und daß Luise Kurz 15jährig endgültig der Anstaltserziehung bedurfte. Die 19jährige entwickelte dann

unter der festen Hand der Erzieherinnen allmählich Arbeitsfreude und Stetigkeit, und heute ist sie wie ihre Schwester Sofia eine allgemein beliebte und zuverlässige Hilfsarbeiterin in einer Fabrik. Luise sind sogar zwei andere Arbeiterinnen unterstellt.

Die Pflegeeltern der Ursula Kurz waren vielleicht nicht so streng, die Umweltverhältnisse in ihrer Pflegefamilie noch anspruchsloser als die ihrer Schwestern, so daß erst die 16jährige auffällig wurde. Dabei war sie geschickt genug, sich zunächst keine groben Verfehlungen zuschulden kommen zu lassen. Man war nur nicht zufrieden mit ihr. Nach einigen unsteten und gefährdeten Jahren gebar sie ein uneheliches Kind. Da der Kindesvater sie heiratete und ein ordentlicher Mann ist, kam ihr Leben von da an in feste Bahnen. Daß ihr sittlicher Ruf in letzter Zeit nicht mehr ganz gut zu sein scheint, hängt vielleicht mit der starken Arbeitseinspannung des Mannes zusammen. Einer solchen Belastungsprobe ist sie aber nicht gewachsen. Ihre beiden Schwestern sind wohl in dieser Hinsicht nicht gefährdet. Bei Luise ist vielleicht die schwächere Konstitution und der feste Halt durch das Heim, in dem sie heute noch wohnt, ausschlaggebend. Ursula, die von ihren Geschwistern den fremdländischen Typ am auffälligsten zeigt und die Triebstärke der Zigeuner und deren Unfähigkeit zur zivilisierten Kindererziehung erbt, beweist nun auch das meiste Verständnis für ihre Zigeunermutter und nimmt sich ihrer etwas an. Eine gute Ehe hat ihr aber den äußeren Halt gegeben, so daß sie trotz allem in geordneten Verhältnissen leben kann.

Wie groß ist nun aber die Belastung der Oeffentlichkeit durch die Brüder! — ausgenommen Thomas, dessen Persönlichkeitsstruktur erst zuletzt beurteilt werden soll. Es ist unmöglich, den einzelnen Erbgängen bei der doppelten Belastung von Vater- und Mutterseite her nachzugehen. Das primitive, unstete Erbgut einer Zigeunerin mischte sich mit dem einer haltlosen Alkoholikerfamilie. Daß diese Anlagen sich bei den männlichen Nachkommen viel schwerer auswirken müssen als bei den weiblichen, deren biologische Geschlechtsbestimmung weniger Selbständigkeit und Antrieb erfordert, ist verständlich.

Ueber das Verhalten der beiden ältesten Knaben Max und Otto in der Kinderzeit wissen wir nichts mehr. Eugen und Friedrich waren in ihren guten Pflegestellen leicht erziehbar und auch Josef Kurz, der — weniger aus eigenem Versagen — von Anfang an in einer Anstalt untergebracht war, fügte sich dort tadellos ein. Er war wie alle seine Brüder und Schwestern willig und gutmütig, wurde aber mit den Jahren verschlossener und leicht reizbar. Er ist der einzige seiner Brüder, der eine Lehre ohne Schwierigkeiten sogar mit einer Belobigung zu Ende führte. Seine „psychopathische“ Veranlagung verursachte aber am Ende der Lehrzeit Unstimmigkeiten, so daß der Meister ihn nicht mehr behalten wollte. Von da an begann sein unstetes Leben. Man muß einräumen, daß die Nachkriegszeit für sehr viel junge Menschen eine schwere Belastungsprobe war und auch mancher aus „besseren Häusern“ auf die Straße geriet. Wären

aber nur die äußeren Verhältnisse daran schuld, dann müßten sehr viele dieser Generation in Deutschland unfüchtig sein und versagen. Josef scheiterte — wie mancher andere auch — an seiner inneren Leere, seinem Mangel an Eigenständigkeit und Vorwärtstreben und an seiner rohen und gemeinen Art, die alle anständigen Menschen von ihm fernhielt. Er hat sich sein ganzes Leben treiben lassen — von seinen augenblicklichen Bedürfnissen, seiner Bequemlichkeit und seiner Umgebung, die immer schlechter wurde. Ein solches Reagieren führte ihn sehr bald zu chronischem Alkoholismus und dem Nahrungserwerb eines Zuhälters.

Sicherlich spielt auch bei ihm wie bei seinen Brüdern Otto und Friedrich eine über die Zwiespältigkeit des Bastards hinausgehende Psychopathie eine Rolle. Sein düsteres, ängstliches, verschlossenes Wesen in der Kindheit, seine leichte Reizbarkeit und Stimmungs labilität, aus der man schon bei dem 14jährigen schloß, daß „etwas bei ihm innerlich in Unordnung sei“, und seine wiederholten Selbstmordversuche weisen darauf hin.

Auch Otto und Friedrich Kurz haben unter Verstimmungszuständen zu leiden. Otto war deshalb zweimal zur Beobachtung auf einer psychiatrischen Abteilung. Bei Friedrich machte bisher nur die eigene Frau die Beobachtung, daß er „nicht ganz recht im Kopf sei“.

Beide versagten zu Beginn der Pubertät — Friedrich mit 13 Jahren, Otto mit 14 Jahren — und wurden in einer Anstalt weiter erzogen. Der eine begann eine Bäckerlehre, der andere eine Flaschnerlehre. Sie mußten die Lehre abbrechen, da sie ungeeignet waren und sehr phlegmatisch. Beide haben erst in den letzten Jahren brauchbare Arbeit geliefert. Wie viele andere haltlose und arbeitsscheue Menschen, die nicht ganz abartig sind, wurden auch diese beiden Bastarde letzten Endes durch eine straffe Staatsführung noch zu Arbeitsleistungen und befriedigender, sozialer Einordnung gezwungen.

Max und Eugen Kurz wurden gesundheitlich schwer geschädigt. Max durch vier Verletzungen während des ersten Weltkrieges, Eugen durch Skrofulose und Tuberkulose. Diese Umstände begünstigten natürlicherweise ihre angeborene Arbeitsscheu. Max entließ seinem ersten Lehrherrn und konnte nur unter Anstaltszwang seine Lehre beenden. Als er 21jährig vom Militär entlassen wurde, war er ein Schwerkriegsbeschädigter, der in der Heimat kein Elternhaus hatte. In seinem gelernten Handwerk arbeitete er immer nur vorübergehend und leistete darin wenig. Viele Jahre ist er herumgezogen, in den letzten fünf Jahren allerdings nur von Großstadt zu Großstadt. Seine zwölf Strafen und seine drei unehelichen Kinder, für deren Unterhalt er immer nur unter schärfstem Zwang geringfügige Beiträge zu steuerte, zeigen deutlich sein verantwortungsloses Schmarotzertum.

Eugen erwies sich in der selbstgewählten Schneiderlehre als untauglich und kehrte in den landwirtschaftlichen Betrieb seiner Pflegeeltern zurück, die ihm Grund und Boden vererben wollten, wenn er sich ordentlich führte. Aber er blieb willensschwach, unselbständig und leicht verführbar. Auch schwächten seine tuberkulösen Erkrankungen seinen Arbeitsantrieb und

seinen Leistungswillen. Bald tauschte er die Bauernarbeit mit der leichteren Fabrikarbeit. Seinen Strafen nach zu schließen muß er zeitweise gewandert sein. Trotzdem er seine Pflegeeltern sehr enttäuscht hatte, vermachten sie ihm doch noch einen Acker und räumten ihm einige Vergünstigungen ein. Ihre Gaben regten aber weder sein Streben noch seinen Arbeitseifer an, sondern verleiteten sein haltloses Wesen zu alkoholischen Exzessen und großen Schulden, so daß er entmündigt werden mußte. Diese Maßnahme konnte inzwischen aufgehoben werden. Er hat sich dann verheiratet und ist seitdem nicht mehr straffällig geworden. Seine Arbeitsleistungen sind aber sehr gering.

Wie reich der menschliche Genbestand und wie groß seine Kombinationsmöglichkeit ist — auch bei schwerer Belastung — beweist die Lebensführung des Thomas Kurz. Es wäre wenig überzeugend, etwa nur günstige Umweltverhältnisse dafür gelten zu lassen, wenn diese auch bei einem nicht sehr eigenständigen Menschen eine erhebliche Rolle spielen. Auch seine Geschwister, die nicht so gut oder zum Teil sehr schlecht ausgefallen sind, waren meist in guten Pflegestellen, trotzdem sich wohl keines seinen Pflegeeltern so zugehörig fühlte wie Thomas. Und für einen Erziehungserfolg ist das subjektive Zueinanderpassen von Pflegeeltern und Kind sicherlich recht ausschlaggebend. Auch wird z. B. bei dem Entschluß des jungen Mannes, nicht bei seiner Familie zu bleiben, die Erinnerung und die Bindung an seine zweite Heimat mitgewirkt haben, und die Wurzellosigkeit seines Lebens drängte wohl vor allem den 17jährigen zu seinem freiwilligen Kriegseinsatz. Die 12jährige Militärzeit hat ihm dann den nötigen Schliff und Drill für sein Leben gegeben. Die selbständige Führung einer Gastwirtschaft ging aber über sein Vermögen (im doppelten Sinn). Als dieses Unternehmen nach fünf Jahren endgültig fehlgeschlagen war, ließ er sich nicht auf eine schiefe Bahn bringen und begann — wohl nicht ohne den Einfluß seiner geordneten Frau — wieder von vorn. In verhältnismäßig kurzer Zeit arbeitete er sich bis zum kaufmännischen Angestellten hoch. Hätte er nicht über seine leichte Führ- und Fügbarkeit Anlagen für Stetigkeit, Arbeitsamkeit und Vorwärtstreben, so würde er nicht im ganzen doch „rechtschaffen“ seinen Weg gewählt haben.

Als Beispiel dafür, wie ein Mischling nach guter Entwicklung bis in die zwanziger Jahre hinein doch noch endgültig entgleisen kann, diene der Lebensweg einer Base der Geschwisterreihe Kurz.

Das väterliche Erbgut der Barbara Reinhardt, des zweiten unehe-lichen Kindes der Katharina, verh. Finger, soll nur durch den Beruf des Vaters, eines Musikers und „Roten Radlers“ angedeutet werden. Lange Zeit galt sie als ein Musterzögling. Ihr leichter Sinn, der sich in auffälliger Freude an modischen, bunten Kleidern und Mangel an Sparsamkeit verriet, hinderte sie nicht, viele Jahre fleißig und ehrlich ihren Arbeitgebern zu dienen. Es zeigte sich aber, daß sie nur so lange, wie sie fest in einem eng umgrenzten Kreis lebte, angepaßt und leistungsfähig blieb, sich aber

in lockeren Verhältnissen, in denen man ihr mehr freie Hand ließ, als arbeitsunlustig und unehrlich erwies und schließlich überhaupt nicht mehr bei der Arbeit zu halten war.

Andererseits muß man aber auch sehr vorsichtig mit seinen Schlüssen sein, wenn es den Anschein hat, daß sich ein Mischling, der von Kindheit an Schwierigkeiten bereitet, durch eine spätere Ehe mit einer unauffälligen Frau schließlich doch sozial völlig anpaßt, wie es bei dem Bruder der Barbara

dem Otto Reinhardt der Fall war. Für ihn sprach noch dazu das einheitliche bäuerliche Erbgut seines Vaters. Aber er hatte schon wegen seines hemmungslosen Mitnehmens von allen Dingen, die ihm begehrenswert erschienen, als 10jähriger sein zweites Elternhaus verloren, das ihm eine wohlwollende Bauernfamilie bereitete und seine neun Strafen wegen Diebstahls und Betrugs bezeugen, daß er sich bis zu seinem 27. Lebensjahr in dieser Hinsicht nicht geändert hatte. Dann lebte er strafflos. Erst unter der strengen Aufsicht der Militärbehörde zeigte es sich, daß er ganz der alte geblieben war. Nur hat er inzwischen soviel gelernt, daß er sich nicht mehr auf frischer Tat ertappen läßt. Er ist ein unehrlicher, unzuverlässiger Mensch.

Ueber die dritte Generation unserer württembergischen Probanden der Abstammungsgruppe I — also die Bastarde II. Grades — läßt sich noch nicht viel sagen. Von den 19 unehelichen und 21 ehelichen Kindern wurden bisher 16 auf öffentliche Kosten erzogen. Diese Zahl wird sich erfahrungsgemäß noch erhöhen. Bisher haben von den 40 Kindern nur 4 das 14. Lebensjahr überschritten. Von den drei Burschen ist einer ein ordentlicher Schmiedelehrling, zwei sind Fürsorgezöglinge. Von diesen Mißbratenen ist der eine der unstete, haltlose Sohn der Ursula Kurz und eines rechtschaffenen Vaters und der andere sein unehelicher und schwachsinniger Vetter Josef Kurz. Die vierte wurde als die erste uneheliche Tochter des Max Kurz geboren. Sie stammt von einer minderwertigen Mutter und ist eine mannstolle, leichtfertige Person, die nur mit Strenge und Unnachgiebigkeit gehalten werden kann.

Da alle drei dieser älteren Kinder aus einer Sippe stammen, besagt dieser Entwicklungsanfang natürlich noch nicht viel. Aber auch von den jüngeren sind einige schon als Lügner und kleine Diebe bekannt geworden.

Um eindrucksmäßig den weitaus besseren Charakter und wohl auch Erbwert der Kinder eines Mischlingszigeuners mit ziemlich gleichen zigeunerischen und deutschen

Blutsanteilen und einem ordentlichen deutschblütigen Partner zu zeigen, folgen nun noch kurz die Entwicklungsbeschreibungen der sechs Kinder des Straßenwirts Anton **Reinhardt**.

Von den vier Söhnen waren zwei überdurchschnittlich begabte Schüler, der eine zeichnete sich sogar als Klassenerster aus. Die beiden anderen entsprachen mit zufriedenstellenden Leistungen den Anforderungen. Die beiden Mädchen — eineiige Zwillinge — waren schlechte Schülerinnen und mußten eine Klasse wiederholen. Der Lehrer führte die mangelhaften Leistungen aber auf ihre körperliche Zartheit zurück. Sie haben sich beide inzwischen „nett entwickelt“. Die eine verdient ihr Brot als Näherin, die andere als Zimmermädchen in einem Altersheim. Letztere ist ein „lustiges, freundliches Ding, das sehr gut zu den alten Leuten ist und sauber und fleißig arbeitet“ — wie ihre Schwester auch. Die vier Jungs bereiteten nicht nur in der Schule — wo sie beliebt und angepaßt waren — keinerlei Schwierigkeiten, sondern müssen als Erwachsene als überdurchschnittlich tüchtige und anständige Menschen gewertet werden.

Da die Eltern trotz ihres Fleißes nur ein kärgliches Brot verdienen, konnte erst der Jüngste, als der älteste Bruder schon mitverdiente, ein Handwerk lernen. Der Schreinermeister kann nur Gutes über seinen Lehrling berichten. Er war in seiner Arbeit tüchtig und geschickt, in der Führung einwandfrei und zuverlässig. 22jährig ist er gefallen. Der Brief, den er kurz vor seinem Einsatz an seine Eltern schrieb, zeichnet eindeutig die charaktervolle Haltung dieser Familie. -

Meine Lieben!

Es wird wohl sehr bald an die Front gehen. Es ist kein Gefühl der Feigheit, daß ich Euch heute schreibe, das schreibe, was ich schreiben muß. Sollte das Schicksal mein Leben im Kampfe gegen unsere Feinde fordern, soll dies mein letzter Gruß sein. Ich fühle, daß ich eigentlich jetzt erst am Anfang meines Lebens stehe, ich war nie gewillt, mein Leben leichtsinnig aufs Spiel zu setzen. Aber heute kämpfen wir für Deutschlands Recht, für seine Größe, für seine Zukunft. Darum bitte ich Euch, nicht zu trauern, sondern stolz zu sein. Gerne hätte ich mein Leben weitergeführt, um auch Euch zu zeigen, daß ich ein ganzer Kerl bin. Der kleine Hans, der ja keine Mutter mehr hat, nehme Du ihn liebe Mutter für mich.

Euch meinen lieben Eltern sage ich nochmals meinen besten Dank für all die Mühen und Sorgen, die Ihr um mich hattet.

Euer Hans.

Geschrieben am 18. Januar 1942.

Gefallen am 6. April 1942.

Der „kleine Hans“ ist das jüngste und vierte eheliche Kind seines ältesten Bruders Anton, der vor einem Jahr seine Frau verlor. Anton hat bis vor fünf Jahren als Bauernknecht zur vollen Zufriedenheit seines Arbeit-

gebers gedient. Seither ist er in einer kleinen Fabrik. Der Betriebsleiter lobt ihn als einen seiner besten Monteure. Er sei flink, gründlich und sauber in der Arbeit, in seinem Verhalten sehr willig, gefällig und hilfsbereit. Er habe ein ausgeprägtes Ehrgefühl.

Der zweitälteste August, 30jährig, wäre gern Feinmechaniker geworden. Da die Eltern die Ausbildung nicht bezahlen konnten, diente er wie sein Bruder als Dienstknecht bei den Bauern. Er ist jetzt Kraftfahrer in einem mittelgroßen Betrieb, wo er nach kurzer Zeit zum Leiter des Fuhrparks eingesetzt wurde, da er sich als der weitaus beste und zuverlässigste Fahrer erwiesen hatte. Er ist ehrlich und zuverlässig und erfreut sich derselben Beliebtheit bei seinen Kameraden und Vorgesetzten wie seine Brüder.

Tiberius, 28jährig, war der Klassenerste gewesen und hätte am liebsten eine kaufmännische Lehre durchgemacht, mußte aber gleich nach der Schulentlassung verdienen. Als Bürogehilfe hatte er sich sieben Jahre in einer Stelle bewährt. 1935 meldete er sich freiwillig zum Militär und diente zwei Jahre. Von 1938 an erwarb er sich so gute Kenntnisse als Reichsbahnarbeiter, daß er vor einem halben Jahr bis zum Obersekretär befördert wurde und nun ins Beamtentverhältnis übernommen werden soll. Ueberall wurde er mit seiner Arbeit gut fertig. Auch jetzt klappt beim Schalterdienst alles. Trotzdem er ein unterhaltsamer Gesellschafter ist, gilt er als solide und sparsam. Er ist ein begeisterter Parteigenosse.

Nun muß man freilich betonen, daß diese Familie — wenigstens in Württemberg — eine einzig dastehende Ausnahme ist und der deutsche Blutsanteil bei den Kindern eben schon weitgehend überwiegt. Diese Geschwister haben als Großeltern väterlicherseits zwei erbtüchtige Deutschblütige. Daß das zigeunerische Erbe darüber hinaus auch noch günstig ausgelesen scheint, wurde schon erwähnt.

Ueber die Kinder der anderen deutscherzogenen Mischlingszigeuner mit ziemlich gleichen zigeunerischen und deutschen Blutsanteilen läßt sich nicht viel sagen, da sie meist noch im Kindesalter sind. Im allgemeinen wird nicht viel Gutes dabei herauskommen, weil diese Mischlingszigeuner meist minderwertige, vor allem jensche Partner fanden.

Zusammenfassung.

Auf Grund eines noch gut erhaltenen Archiv- und Aktenmaterials, sowie auf Grund aller nur möglichen Ermittlungen und persönlichen Untersuchungen, konnten wir die Folgen der staatlichen und charitativen Erziehungsversuche an einem Zigeunerstamm durch rund 150 Jahre verfolgen. Ebenso wie man die leiblichen Ahnen der heutigen

zigeunerischen „Fürsorgezöglinge“ sittigte, erzieht und bildet man diese auch heute noch. Hätten die damaligen Bemühungen, die recht großzügig die ganze kleine Population erfassen wollten, zu einer nennenswerten Aenderung der zigeunerischen Lebensweise geführt, so wäre es nicht nötig gewesen, bis auf den heutigen Tag gegen das Zigeunerunwesen anzukämpfen.

Vor 100 Jahren waren es in Württemberg 25 Zigeunerknaben und -mädchen, die man christlich schulte und z. T. in eine Lehre gab. Nicht einer von ihnen hat in seinem späteren Leben einen entsprechenden Beruf ausgeübt.

12 haben sich damals wieder mit Zigeunern gepaart und

7 mit Jenischen oder Angehörigen sozial schwacher Familien.

6 sind ausgewandert, verschollen oder ledig geblieben.

Der einzige „Erfolg“ dieses Einschmelzungsversuches war eine weitgehende Lockerung des enggezüchteten Zigeunerstammes und die Bildung einer asozialen, z. T. schwer kriminellen Mischlingspopulation, über die Ritter bereits 1935 berichtet hat.

In den letzten 50 Jahren hat man aus denselben Gründen wie ehemals 180 ZigeunerKinder ihren Eltern abgenommen und deutsch erzogen. Diese Kinder stehen alle in enger Blutsgemeinschaft mit den alten württembergischen Zigeunersippen, z. T. sind sie direkte Nachkommen der 25 besonders gebildeten „Zigeunerjünglinge und -jungfrauen“. Aber nur einen kleinen Teil der — in den letzten Jahrzehnten deutsch erzogenen — 180 ZigeunerKinder kann man noch als verhältnismäßig echt ansehen. Die meisten von ihnen sind Mischlinge der verschiedensten Grade und Zusammensetzungen. 32 mußten sogar von dieser Untersuchung zurückgestellt werden, da sie mehr deutschblütiges als zigeunerisches Erbgut haben.

Wenn wir auch annehmen müssen, daß schon in der Zeitspanne zwischen dem 15. und 18. Jahrhundert ständig nichtzigeunerisches Erbgut von der Zigeunerpopulation aufgenommen wurde, so kann dies doch nur in sehr beschränktem Maße erfolgt sein, denn sonst hätte sich diese kleine Menschengruppe nicht artgemäß innerhalb einer fremdartigen Kultur erhalten können. Ihre eigenen strengen Gesetze verhinderten weitgehend eine Vermischung mit den verachteten „Fremden“. Ebenso beschränkte die Pariastellung der Zigeuner innerhalb der deutschen Bevölkerung eine geschlechtliche Annäherung zwischen den No-

maden und den Einheimischen auf verschwindende Ausnahmen. Erst die sozialen Erziehungsversuche der letzten 150 Jahre brachen diese Schranken. Und heute schon — nach 4 bis 5 Generationen — gibt es nur noch einzelne reinblütige Familien innerhalb des württembergischen Zigeunerstammes.

Ueberblicken wir noch einmal die „Erziehungserfolge“, die wir an den in den letzten 50 Jahren deutsch erzogenen Zigeunern und Zigeunermischlingen feststellten! Von 108 heute erwachsenen Zigeunern und Zigeunermischlingen kehrten 57 — meist nach dem 20. Lebensjahr — zu ihrem Stamm zurück, 2 sind verschollen, 49 sind in deutschen Verhältnissen geblieben. Diese sind überwiegend weiblichen Geschlechts. (37 Frauen, 12 Männer.)

Von den 49 sind in ihren sozialen, d. h. in ihren mitmenschlichen Beziehungen

9 gut, geordnet, zufriedenstellend
14 mäßig oder wechselnd
26 schlecht.

Die Gruppen, in denen wir die Arbeitsleistungen zusammenfaßten, stimmen mit denen der sozialen Beziehungen nicht ganz überein. Es finden sich sowohl fleißige und ganz geschickte Arbeiter, die aber charakterlich unzuverlässig und unberechenbar sind, als gutmütige, stets hilfsbereite und anständige Menschen, die in der Arbeit nur mäßiges oder wenig leisten können. Im Durchschnitt sind die sozialen Beziehungen aber noch fragwürdiger als die Arbeitsleistungen dieser deutscherzogenen Zigeuner und Zigeunermischlinge, die in deutschen Verhältnissen weiter leben.

Wenn wir diese „Resultate“ mit entsprechenden Erziehungserfolgen an deutschblütigen Kindern vergleichen wollen, so ergeben sich ganz erhebliche Unterschiede: Gabriele Patzig konnte für 218 Waisenkinder folgende Lebensbewahrung ermitteln:

81,7 v. H. gut
10 v. H. mäßig
8,3 v. H. schlecht.

Da die Lebensbewahrung derjenigen Zigeuner und Zigeunermischlinge die wieder „zigeunerisch“ leben, vom alten fürsorgerischen Standpunkt aus beurteilt, eine schlechte ist, so ergibt sich für die 108

deutscherzogenen Zigeunerkindern ungefähr das umgekehrte Verhältnis. (Die Arbeitsleistungen unserer Probanden werden bei dieser Berechnung außer acht gelassen.)

8,3 v. H. gut, geordnet, zufriedenstellend
13 v. H. mäßig
78,7 v. H. schlecht.

Nur „normale“ deutschblütige Kinder dürfte man — auch bei einer unbiologischen Betrachtungsweise — mit den weder charakterlich abartigen noch besonders verwahrlosten Zigeunerkindern vergleichen.

Aber sogar die Erziehung deutschblütiger Fürsorgezöglinge, die in der Regel erbgutmäßig eine negative Auslese darstellen, haben günstigere Erfolge aufgewiesen, wie man beispielsweise aus einer Untersuchung von Fuchs-Kamp¹⁴⁾ über 65 badischer Fürsorgezöglinge schließen kann. Sie fand eine gute Lebensbewährung bei rund 18 v. H.

Die angeführten Zahlen aus unseren Untersuchungsergebnissen sollen nur dem fürsorgerisch interessierten Leser den gewünschten Ueberblick ermöglichen. Sie haben nur unter diesem Gesichtspunkt einen bedingten Wert. Keinesfalls kann man daraus schließen, daß die Erziehung von Zigeunerkindern bei etwa 8 v. H. einen guten Erfolg gezeitigt habe. Die von uns untersuchten Lebensschicksale lassen sich im Gesamt, wie wohl alle menschlichen Lebenswege, ihrer Vielgestaltigkeit und Vieldeutigkeit wegen überhaupt nicht in scharf begrenzte Rubriken einteilen. Entsprechende Zahlen täuschen nur eine Scheingenaugigkeit vor. Man muß das Leben beschreiben und die sich häufig wiederholenden Reaktionen der Probanden und ihre Umwelt herausstellen. Nur einzelne Zusammenstellungen kann man durch Zahlen veranschaulichen.

So geht auch die oben aufgeführte „Abrechnung“ mit den Erziehungserfolgen an Zigeunerkindern nur von einem ganz einseitigen Standpunkt aus. Sowohl die deutschblütigen Waisenkindern als auch die deutschblütigen Fürsorgezöglinge, blieben — nach der Verpflanzung aus dem Elternhaus — innerhalb ihres Kulturkreises, innerhalb ihrer Rassengemeinschaft. Die Zigeunerkindern aber wurden in Ver-

¹⁴⁾ Fuchs-Kamp, Adelheid: „Lebensschicksal und Persönlichkeit ehemaliger Fürsorgezöglinge“. Berlin 1929.

hältnisse gestellt, die ihnen artfremd und denen sie ihrer Veranlagung und Neigung nach meist nicht gewachsen waren. So kann nicht einer beachtliche Leistungen aufweisen, nicht einer hat sich besonders verdient gemacht. In der Regel leben die artfremd erzogenen Zigeuner — ebenso wie eine beträchtliche Anzahl unserer deutschblütigen Asozialen — an der Grenze zwischen sozialem und asozialem Verhalten und sind äußerst umweltlabil.

Die wenigen, die sich gut oder mäßig halten können, finden wir daher auch nur in sehr einfacher, anspruchsloser Umwelt. Von den beiden „guten Zigeunern“ lebt der eine als Tiefbauarbeiter, der andere als Straßenwart. Die übrigen verdienen sich ihr Brot als Hilfsarbeiter oder Knechte. Die Zigeunerinnen leisten bestenfalls als Landarbeiterfrauen, Fabrikarbeiterinnen oder Reisende nützliche Arbeit. Nur eine bewährt sich als Briefträgerin. Von den hier untersuchten Zigeunerinnen, die in artfremder Umgebung leben, möchte ich sie ihrer charakterlichen Artung nach als die einzig wirklich zuverlässige und eigenständige beurteilen.

Nach all unseren Erfahrungen mit Tausenden von Zigeunern bin ich der Ueberzeugung, daß diese Briefträgerin, ebenso wie der Tiefbauarbeiter und der Straßenwart, auch ohne deutsche Erziehungsfürsorge zumindest vorwiegend sozialangepaßt leben würde. Tatsächlich verdienen die artgemäß lebenden Brüder der Briefträgerin unbescholten ihr Brot als Musiker, und ebenso hatten die Eltern des Straßenwarts einen verhältnismäßig guten Ruf. Die Sippenangehörigen des Tiefbauarbeiters unterscheiden sich zwar nicht vom Durchschnitt der Zigeuner, und seine drei Schwestern versagen auch völlig in deutschen Verhältnissen. Aber es sind uns im Laufe der Jahre auch immer wieder einzelne Zigeuner begegnet, die dank einer „guten“ Anlagenkombination und günstiger Umweltverhältnisse auffällig sozial angepaßt leben.

Während diese drei Menschen nicht mit ihrem Schicksal hadern, sondern zufrieden und ausgefüllt leben, sind die übrigen sozial angepaßten, aber nicht unbedingt zuverlässigen Zigeuner mehr oder weniger unglückliche und zerrissene Menschen. Wären sie bei ihrem Stamm aufgewachsen und lebten sie heute artgemäß, dann hätten sie sich wohl etliche „Zigeunerstrafen“ zugezogen, aber ihre sozialen Beziehungen innerhalb der Familie und Sippe wären geordnet und natürlich. Das

gilt besonders für die Zigeunerfrauen — auch für die sozial mäßig angepaßten und die asozialen.

Damit kommen wir zu der Feststellung, daß nicht nur die Erziehungserfolge sehr klein und fragwürdig sind, sondern daß die Erziehungsversuche nachweisbare Schäden verursacht haben. Eine prozentmäßige Zusammenfassung dieser sehr verwickelten Verflechtungen von rassistischen und individuellen Anlagen mit einer artfremden Umwelt läßt sich nicht geben. Nur einzelne Tatbestände kann man durch Zahlen belegen. Sehr eindrucksvoll ist der Befund, daß von 41 deutscherzogenen „Zigeunerinnen“ 18 im jugendlichen Alter und von 68 erwachsenen „Zigeunerinnen“ 10 wegen gewerbsmäßiger Unzucht bestraft wurden oder sittlich völlig haltlos lebten, während von ihren 59 artgemäß erzogenen Schwestern nicht eine entsprechend auffällig geworden ist.

Wie weit die teilweise auffällig starke Kriminalität der zu ihrem Stamm zurückgekehrten Zigeuner und Zigeunermischlinge — meist der Männer — auf den Einfluß der artfremden Erziehung zurückgeführt werden kann und wie weit die entsprechenden Anlagen dafür verantwortlich zu machen sind, möchte ich im Rahmen dieser Arbeit nicht näher erörtern, weil dafür eine eingehende Untersuchung der gesamten zigeunerischen Kriminalität nötig ist. Die angeforderten Strafregister über Eltern und Geschwister der deutscherzogenen Zigeuner und Zigeunermischlinge ließen erkennen, daß die kriminellen deutscherzogenen und zigeunerisch lebenden Zigeuner und Zigeunermischlinge vorwiegend aus entsprechend belasteten Familien stammten. Die Art der Delikte und der Tatausführung bei den artfremd erzogenen Zigeunern und Zigeunermischlingen wird aber noch im einzelnen Unterschiede zu der Straffälligkeit der übrigen Zigeuner und Zigeunermischlinge zeigen. Das wird besonders für die strafbaren Handlungen gelten, die innerhalb der Sippongemeinschaft begangen und vor deutschen Gerichten abgeurteilt werden.

Deutlich läßt sich aber aus dem hier vorgelegten Material erkennen, daß das soziale Versagen der deutscherzogenen Zigeuner und Zigeunermischlinge durch die Verbindung mit minderwertigen Deutschblütigen besonders begünstigt wurde. Nur in den seltensten Fällen lassen sich rechtschaffene Deutschblütige mit den deutscherzogenen Zigeunern und Zigeunermischlingen ein. Das Schicksal der „Zigeunerinnen“ ist besonders stark von ihren Geschlechtspartnern abhängig.

Diese bestimmen sie oft stärker als die Sehnsucht und Bindung an die Rassegenossen.

Sehr auffällig ist auch die Feststellung, daß die entarteten Zigeunerfrauen oft kein richtiges Verhältnis zu ihren Bastardkindern finden. Während frühere und heutige Beobachtungen stets zu der Ueberzeugung führten, daß Zigeunermütter sehr an ihren Kindern hängen und sie instiktsicher betreuen, sind hier die Bindungen oft lose; der Instinkt scheint zu fehlen, die Mütter lassen ihre Kinder verwahrlosen, verlassen oder verstoßen sie bedenkenlos.

Bevölkerungsbiologisch gesehen ist aber die Entstehung neuer Bastarde die schwerwiegendste Folge der fürsorgerischen Erziehung von Zigeunern und Zigeunermischlingen.

Auf die Entwicklung der meist schwer kriminellen oder asozialen jensch-zigeunerischen Bastarde wurde in dieser Arbeit nicht eingegangen, da Ritter und Finger in ihren Veröffentlichungen bereits eingehend derartige Populationen und Sippen beschrieben haben.

Wir beschränkten uns daher bei dieser Untersuchung auf die Sondergruppe der Nachkommen deutscherzogener Zigeuner und Zigeunermischlinge mit seßhaften deutschblütigen Partnern. Wir kamen zu dem Ergebnis, daß von diesen heute erwachsenen 38 Bastarden I. Grades — die die Nachkommen der echten Abstammungsgruppe I sind — sich nur 3 völlig normal und unauffällig entwickelt haben. Trotzdem sind im ganzen die sozialen Beziehungen und die Arbeitsleistungen der erwachsenen Bastarde durchschnittlich besser als die ihrer zigeunerischen Eltern.

Die Arbeitsleistungen der Bastarde I. Grades sind — ähnlich wie bei ihren zigeunerischen Vorfahren — im Durchschnitt besser als ihre sozialen Beziehungen. Ueber die Hälfte der Erwachsenen zeigt befriedigende oder gute Arbeitsleistungen. Unter den ausgeübten Berufen fanden wir neben Fabrik- und Hilfsarbeitern, Dienstknechten und Dienstmägden einen Gärtner und einen Stabsfeldwebel, eine Sekretärin und eine Büroangestellte; aber noch knapp ein Drittel der Erwachsenen ist asozial oder kriminell. Fast alle Bastarde I. Grades zeigen früher oder später, vorübergehend oder ständig, mehr oder weniger starke Anpassungsschwierigkeiten.

Für die Bastardfrage ist es wichtig hervorzuheben, daß sowohl die beiderseitigen Erbanlagen als auch die Umweltverhältnisse, unter denen die Bastarde aufwuchsen, sehr ungünstig sind.

Schon Fischer¹⁵⁾ hat darauf hingewiesen, daß weitgehend die soziale Umwelt für die Entstehung einer minderwertigen Bastardbevölkerung verantwortlich gemacht werden muß. Auf Grund ihrer Minderwertigkeit leben die Zigeuner und Zigeunermischlinge, wenn sie innerhalb der deutschen Lebensgemeinschaft bleiben, meist in den sozial niedrigsten Schichten der Bevölkerung, in denen dann auch die Bastarde aufwachsen. Wenn aber einer, dank einer besonders günstigen Anlagenkombination, aus dieser Umwelt herausstrebt, dann spürt er dennoch, daß er ausgeschlossen bleibt und als ein fragwürdiges Geschöpf angesehen wird.

Die von Fischer beschriebenen Rehoboter Bastarde, die einen kleinen Teil der Bürennachkommen darstellen, führen nicht nur günstigeres Erbgut von der weißen Rasse her als der Durchschnitt der Zigeunerbastarde, sondern sie leben auch unter den Bedingungen ihrer primitiven Vorfahren. Wahrscheinlich würden sich auch die Rehoboter Bastarde in europäischen Stadtverhältnissen weniger bewähren als in ihrer afrikanischen Heimat.

Fragen wir uns nun, warum die Zigeuner, die in ihrer Entwicklung noch auf der Stufe unpfleglich lebender Wildbeuterstämme stehen, in deutschen Lebensverhältnissen so versagen, und warum auch die Bastarde durch ihr zigeunerisches Erbe weitgehend in ihrer Leistung und ihrer Anpassungsfähigkeit gedrückt werden, so können wir nur ihre primitive Geistesverfassung dafür verantwortlich machen. Sehen wir einmal ganz davon ab, daß wir Zigeuner vor uns haben, denken wir nur an die psychologische Skizze, die wir von den Kindern entwarfen und die Reaktionen der Erwachsenen, die wir in ihren Lebensläufen kennen lernten, so entsteht vor unseren Augen ein Bild, das auch viele geistig „primitiven“ Menschen innerhalb unserer deutschen Volksgemeinschaft zeigen. Ritter¹⁶⁾ schreibt von ihrer primitiven Geistesverfassung, daß wir sie an „ihrem unsteten Leben im Unverbindlichen, ihrer leichten Sinnesart, an einer hochgradigen Schwäche des Arbeitssinnes, an geistiger Unbedarftheit und einer Unbeherrschtheit der Gefühle und Triebe, an Hemmungs- und Haltlosigkeit erkennen“ können. Ritter wies darauf hin, daß wir es wahrscheinlich bei diesen „primitiven“ Deutschen, die meist Angehörige des jenischen Menschen-

¹⁵⁾ Fischer, Eugen: „Die Rehoboter Bastards“. Jena 1913.

¹⁶⁾ Ritter, Robert: „Primitivität und Kriminalität“. Monatsschrift für Kriminalbiologie und Strafrechtsreform 1940, H. 9.

schlages sind, mit Resten überschichteter Stämme zu tun haben. Sowohl Ritters Untersuchung über den jenschen Menschenschlag, wie die hier vorgelegten über die Lebensschicksale artfremderzogener Angehöriger eines Zigeunerstammes, zeigen klar, daß durch Umwelteinflüsse, durch Erziehung und durch Strafen das schon vor der Geburt festgelegte Erbschicksal dieser Menschen nicht geändert werden kann.

Erziehen wir einen Zigeuner, und läßt er sich in deutschen Verhältnissen überhaupt halten, so bleibt er infolge seiner mangelhaften Anpassungsfähigkeit in der Regel doch mehr oder weniger asozial. Wir können nicht verhindern, daß bei diesen „Entarteten“ auch die nächsten mitmenschlichen Beziehungen in Unordnung geraten, die innerhalb der Zigeunergemeinschaft durchaus geregelt sind. Wir erreichen nur, daß durch solche Einschmelzungsversuche immer neues minderwertiges Erbgut in den deutschen Volkskörper einsickert.

Alle Erziehungsmaßnahmen für Zigeuner und Zigeunermischlinge, einschließlich jeder Form der Fürsorgeerziehung oder Erziehungsfürsorge sollten daher aufhören. Der kleine Prozentsatz wirklich verwaister oder charakterlich abartiger Zigeunerkinde müßte bis zu einer allgemeinen rassenpolitisch ausgerichteten und reichseinheitlichen Dauerregelung der Zigeunerverhältnisse in polizeiliche Verwahrung genommen werden.

Alle übrigen Zigeunerkinde sollten aber bei ihren Familien gelassen werden. Wenn sie der Fürsorge bedürfen, weil ihre Eltern durch Tod oder Inhaftierung nicht für sie sorgen können, dann müßten sie am besten nach Rücksprache mit dem Sippenältesten bei ihren Rassegenossen untergebracht werden.

Die weitere Frage betrifft die sozialpolitische und rassenhygienische Behandlung der nun einmal in deutschen Verhältnissen lebenden Zigeuner und Zigeunermischlinge. Soweit diese asozial oder kriminell sind, wird man sie ohne weiteres denselben rassenpolitischen Bestimmungen unterwerfen, die ihre artgemäß lebenden Rassegenossen treffen.

Die kleine Gruppe der Zigeuner und Zigeunermischlinge aber, die unter staatlichem Druck ihren Rassegenossen entfremdet, und die in deutschen Verhältnissen aufgezogen und schulisch gebildet wurden und sich mit Erfolg bemühten, den Anforderungen, die man an sie stellte, gerecht zu werden, könnte man jedoch aus den allgemeinen

polizeilichen Zigeunerbestimmungen zur Bekämpfung des Zigeunerunwesens herausnehmen.

Es sollte nicht übersehen werden, daß sie, nachdem sie sich jahrzehntelang gemüht und ordentlich gearbeitet haben, eine Gleichstellung mit nichtsnutzigen Zigeunern als ganz unbillige Härte und Ungerechtigkeit empfinden müßten. Dieses Gefühl nähme ihnen sicherlich jeden Halt, und wir besäßen statt einiger tüchtiger Arbeiter nur etliche Asoziale und Kriminelle mehr. Eine solche Behandlung würde nicht nur dem allgemeinen Gerechtigkeitsempfinden, sondern auch unseren kriegsbedingten Anforderungen an die letzte Kraft und Leistungsmöglichkeit eines jeden Staatsbürgers widersprechen.

Wir müssen uns darüber klar sein, daß wir erst am Anfang einer neuen Zeit stehen und viele Schäden einer früheren Weltanschauung und deren Gesetze auszugleichen haben, und daß für die Menschen, die zwischen diesen Zeiten stehen, auch Zwischenlösungen gefunden werden müssen.

Das Zigeunerproblem ist nicht mit dem Judenproblem zu vergleichen. Das lehren gerade auch die Untersuchungen an Mischlingen. Die Zigeuner- und Zigeunermischlingsfrage ist ein Teil des Asozialenproblems. Nie kann die primitive Zigeunerart das deutsche Volk als Ganzes in irgendeiner Weise untergraben oder gefährden, wie dies durch die jüdische Intelligenz geschieht.

Wenn man diesen wenigen, von uns erzogenen und sozial angepaßten Zigeunern und Zigeunermischlingen zweckmäßiger- und gerechterweise ein Verbleiben in ihren bisherigen Wohn- und Arbeitsverhältnissen zubilligen will, so muß man doch vom rassenhygienischen Standpunkt eine Unfruchtbarmachung dieser Menschen fordern. Der Schaden und die Gefahr der Nachkommen von Geisteskranken wurden vom Staate so hoch geschätzt, daß er sich entschloß, auch auf die größere Zahl der Geburten phänotypisch Gesunder eines Erbkranken zu verzichten, wenn nur die Entstehung neuer Geisteskranker eingeschränkt würde.

Hier aber ist es umgekehrt:

Fast durchgehend treten bei den Kindern erhebliche Anpassungsschwierigkeiten auf. Wenn einzelne auf Grund einer seltenen glücklichen Kombination ihrer Anlagen oder mit Hilfe des Fremdhalt unter besonders günstigen Umweltbedingungen unauffällig leben und brauchbare Arbeit leisten, so sind das — erbbiologisch betrachtet — Selbst-

verständlichkeiten. Die Wahrscheinlichkeit, daß sich derartige Erscheinungen bei den Kindern solcher Zigeuner oder Zigeunermischlinge wiederholen, ist zwar vorhanden aber — aufs ganze gesehen — gering.

Fast alle Zigeuner und Zigeunermischlinge sind durch eine mehr oder weniger große Haltschwäche und ihre Artlosigkeit gefährdet und bedürfen der ständigen Leitung und Unterstützung, wenn sie nicht sozial entgleisen sollen. Das deutsche Volk braucht aber zuverlässige und strolchsame Menschen und nicht den zahlreichen Nachwuchs dieser unmündigen Primitiven.

Auf Grund dieser Erfahrungen kommt man zu der Ansicht, deutsch erzeugene und sozial angepaßte Zigeuner und Zigeunermischlinge nicht mehr unter rassen- und kriminalpolitischen Gesichtspunkten zu werten, sondern ausschließlich unter rassenhygienischen. Alle deutscherzogenen Zigeuner und Zigeunermischlinge I. Grades — gleichgültig ob sozial angepaßt oder asozial und kriminell — sollten daher in der Regel unfruchtbar gemacht werden. Sozial angepaßte Mischlinge II. Grades könnten eingedeutscht werden — falls ihr vorwiegend deutsches Erbgut einwandfrei ist —, während asoziale und auch von deutscher Seite belastete Mischlinge II. Grades ebenfalls sterilisiert werden sollten.

A n h a n g.

Die Erbgeschichte einer Mischlingssippe*).

1890 wurde der Zigeuner und Witwer Johann Karl Reinhardt, geboren 1836 in Berwinkel — unter den Zigeunern als der „Berwinkles Karl“ bekannt — im Kreise Weißenburg/Els. auf dem Bettel betroffen und mit seinen sechs Kindern nach seiner Heimatgemeinde in Württemberg verschubt. Nach dem „Signalement“ des Begleitschreibens war der 54jährige 1,66 m groß, schlank, schwarzhaarig und braunäugig.

Sein Großvater väterlicherseits, Peter Reinhardt, geboren um 1754 war einer der vier Hatschiere, die am Ende des 18. Jahrhunderts der Württembergischen Regierung gute Dienste bei der Gefangennahme des Räuberhauptmannes Hannikel und seines Anhangs geleistet hatten und in staatlichen Diensten blieben. Er war mit Ostina Leimberger, einer stamm-echten Zigeunerin, verheiratet.

Die Großeltern mütterlicherseits des Johann Karl Reinhardt hießen Johann Georg Guttenberger, zigeunerisch „Somi“, geboren 1772 zu Marbach O. A. Künzelsau, und Dorothea Palm, genannt „Heller“, einer „Zigeunerin aus dem Oesterreichischen“. Auch dieser Zigeuner Guttenberger hatte viele Jahre als „Soldat und Gendarm“ in Württemberg gedient und

*) Die Sippentafel II erläutert die verwandtschaftlichen Beziehungen.

nach seiner Entlassung die Erlaubnis erhalten, einen Handel auf dem Lande zu treiben.

Elisabeth, geboren etwa 1855 in Griesß/Unterelsaß, war die Ehefrau des Johann Karl Reinhardt. Ihr Vater, der Musikus Peter Weiß, gehörte wohl zu der großen Pfälzer Zigeunerfamilie Weiß. Ob ihre Mutter Barbara Hoffmann eine echte Zigeunerin war, läßt sich heute nicht mehr genealogisch nachweisen. Es ist aber unwahrscheinlich, daß sie nicht der bekannten elsässischen Zigeunerfamilie Hoffmann entstammte. Elisabeth starb am 22. August 1887 in Oberseebach und hatte ihrem Mann 6 Kinder hinterlassen, die damals im Alter von 11 bis 1 Jahr standen.

Da man Johann Karl Reinhardt im Elsaß den Reisepaß abgenommen hatte, stellte er — in seine „Heimat“ zurückgekehrt — als erstes einen Antrag auf einen neuen Wandergewerbeschein. Nach einem Regierungserlaß vom 4. Januar 1887 konnte ihm aber ein solcher nur gewährt werden, wenn für einen regelmäßigen Schulbesuch seiner schulpflichtigen Kinder gesorgt war. Da bei dem Herumreisen des Vaters eine Sicherheit dafür in keiner Weise gegeben war, beschloß man, die Kinder unter 14 Jahren in bürgerlichen Pflegestellen unterzubringen. In den Bürgermeisterakten von S. befindet sich noch der Beleg über 117,10 RM., die die Neueinkleidung und Reinigung der Kinder gekostet hatte. Denn sie waren „sämtlich lausig und nur mit zerissenen Lumpen bekleidet“.

So wurden 1890 in S. aufgenommen:

- die 14jährige Rosine Reinhardt von der Tagelöhnerin R. K.,
- die 12jährige Maria Reinhardt von dem Landjäger K.,
- die 10jährige Katharina Reinhardt von dem Sägemüller J. G. K.,
- die 7jährige Viktoria Reinhardt von dem Schuhmacher J. B.,
- der 6jährige Karl Reinhardt von dem Schneider J. N.,
- die 3jährige Friederike Reinhardt von dem Bäcker W. L.

Aus einem heute nicht mehr feststellbaren Grunde schickte man die vier jüngsten Kinder nach einem Jahr in ein Erziehungsheim. Die kleinen Zigeunerstrolche erfüllten wohl doch nicht die Erwartungen ihrer achtbaren und in gesicherten Verhältnissen lebenden Pflegeeltern. Ueber ihre Entwicklung in dem Heim brachten wir infolge Vernichtung der Akten nichts mehr in Erfahrung.

*

Rosine, die Aelteste, muß sehr bald zu den Zigeunern zurückgekehrt sein. Sie heiratete einen Stammesgenossen und unterscheidet sich in ihrem Leben nicht von dem Durchschnitt der Zigeuner. Einige kleine Haftstrafen erhielt sie wegen Bettelns und Landstreichens.

*

Die Zweitälteste, Maria, die auch nicht mit in das Heim kam, blieb bis zur Schulentlassung bei dem Landjäger in S. und war dann in verschiedenen Dienststellen als Magd tätig. 1897 heiratete sie 19jährig Josef Kurz, geb. 1874 in B., einen gelernten Färber.

Josef Kurz hatte 13 Geschwister, aber nur einer außer ihm erreichte das Erwachsenenalter. Der andere war Otto, geb. 1873, gestorben 27jährig. 1919

mußte er im Bürgerhospital untergebracht werden. Die Diagnose lautete: Imbezillität, chronischer Alkoholismus, Psychopathie. Dazu hatte er eine offene Lungentuberkulose und war beiderseits fast taub.

Der Vater dieser 14 Kinder war der Fabrikarbeiter J. G. Kurz, geb. 1842 in H., der wegen alkoholischen Schwachsinn in der Landesfürsorgeanstalt Markgröningen bewahrt werden mußte und 1910 dort starb. Er war 51mal vorbestraft, meist wegen Bettelns und Landstreichens, einmal wegen eines Vergehens der widernatürlichen Unzucht. Er hatte noch acht Geschwister, über die nur noch in Erfahrung gebracht werden konnte, daß drei der Mädchen uneheliche Kinder bekamen. Von den Eltern und Großeltern sind nur noch die Namen bekannt. Der eine Großvater war Tagelöhner, der andere Musikus.

Die Frau des J. G. Kurz, Mutter des Josef Kurz, war selbst wohl eine ganz ordentliche Frau (s. unten). Aber bei ihrem Bruder Karl schrieb der Pfarrer ins Kirchenbuch „Schlimmes Subjekt“, und eine Schwester gebar vier uneheliche Kinder. Ihr Vater war ein Schäfer, dessen Frau Ursula nach Angabe des Dorfältesten ein „bösesartiges Weib“ gewesen sein soll, deren drei Schwestern auch wieder z. T. mehrere uneheliche Kinder in die Welt setzten. Ein Neffe von ihr mußte wegen „Tobsucht“ in einer Heilanstalt untergebracht werden. Nach psychiatrischem Urteil läßt die Krankengeschichte auf das Vorliegen einer Schizophrenie schließen. Er wurde auch kriminell. Die Strafakten sind aber eingestampft, so daß nichts Näheres mehr in Erfahrung gebracht werden konnte. Eine Nichte wurde als „bösesartiges und bequemes Frauenzimmer“ bezeichnet. Diese heiratete wieder einen Schizophrenen. Der Vater der Ursula war ein Zimmermann. Die späteren Nachkommen dieses Mannes heirateten im ganzen in geordnete Handwerkerfamilien, so daß heute einige recht gut beleumundet sind und gesicherte soziale Positionen einnehmen.

Und nun zurück zu Josef Kurz, der die Zigeunerin Maria Reinhardt heiratete. Seinen erlernten Beruf übte er nicht aus, sondern verrichtete Gelegenheitsarbeiten, später hat er hausiert. Das Geld, das er verdiente, vertrank er. 1903 mußte er wegen Hausfriedensbruchs bestraft werden. Da nun ein Kind nach dem anderen geboren wurde, hatten sie oft nichts zu essen, und es ist nicht verwunderlich, daß die Familie sehr bald der öffentlichen Fürsorge zur Last fiel. Die Nachbarn empörten sich darüber, daß die Frau sich überhaupt nicht um den Haushalt bekümmere. Sie sei faul. Wenn die Kinder schon in der Schule seien, läge sie oft noch im Bett. Sie schwatze in den anderen Haushaltungen herum. Sie könne nicht kochen, nicht waschen und nicht stricken (trotzdem sie in der Pflgestelle bei dem Landjäger doch sicher in den Grundbegriffen der Hauswirtschaft angelehrt wurde.) Oft gehe sie aus dem Hause und überlasse die Kinder sich selbst. Aber auch der Mann sei nicht haushälterisch. Seinen Verdienst verbräuche er hauptsächlich für sich und komme oft betrunken nach Hause. Früher habe die Mutter des Kurz bei der Familie gewohnt, da seien die Verhältnisse einigermaßen geordnet gewesen.

1908 wurden die drei ältesten Kinder in Fürsorgeerziehung gegeben. „Da damit die Familie auf 5 Köpfe reduziert ist, hofft man nun ohne weitere tägliche Unterstützung auszukommen.“ Bis dahin wurden täglich 5 RM. gezahlt. Aber 1910 mußte doch die ganze übrige Familie wegen Obdachlosigkeit im Hospital aufgenommen werden. Man wollte nun auch „für die übrigen Kinder sorgen, die verkommenen Eltern dann aber auf die Straße setzen“. Bis 1912 hatte Maria 11 Kinder geboren, zwei sind klein gestorben, neun wurden auf Staatskosten erzogen. Die Eltern haben sich so durchgebettelt. Sie leben seit 1917 endgültig getrennt.

1937 bat Josef Kurz, der die ganzen Jahre laufend unterstützt wurde, schließlich um Aufnahme im Altersheim, die ihm auch gewährt wurde. Dort mußte er aber sehr bald wieder wegen andauernder Betrunktheit und Hausfriedensbruchs entlassen werden. Er sei ein unguter Mensch, der bei jeder Gelegenheit mit den anderen Insassen streite — auch wenn er wenig getrunken habe. Er arbeitete dann kurze Zeit in einem Baugeschäft. Da er aber ständig Vorschuß verlangte, wurde er wieder entlassen.

Maria hatte in der Zwischenzeit längere Jahre gearbeitet, zuerst als Hilfe in einem Hotel, später als Magd bei Bauern. Von 1930 an wohnte sie in einem von der Stadt gestellten Wohnwagen. Die Frage der Einweisung in ein Altersheim wurde geprüft. Maria wehrte sich aber verzweifelt dagegen. Die Fürsorgerin hielt sie für keine schlechte Frau, sondern ihrer Gesinnung nach sogar für anständig. Sie habe viel im Leben mitgemacht, sei aber eine Zigeunernatur, die sich in einem Heim nicht eingewöhnen könne. Zwei Jahre hatte sie dann bei ihrer verheirateten Tochter Ursula ein Unterkommen. Schließlich konnte oder wollte sie diese aber nicht länger behalten, und so mußte sie 1939 — trotzdem sie neun erwachsene Kinder hat — wegen Verwahrlosung auf öffentliche Kosten im städtischen Altersheim aufgenommen werden. Zwei Söhne geben nach vielem Hin und Her je 10 RM. monatlich dazu.

In dem sehr sauberen und gepflegten städtischen Heim geht es ihr äußerlich nun so gut wie noch nie in ihrem ganzen Leben. Die Stationschwester beklagt sich aber bitter über die kleine verhutzelte Hexe. Sie lasse sich bedienen, jage die noch älteren Leute für sich hin und her, habe oft etwas zu bekritteln und bekomme nie genug. Sie stehle und nehme alles mit, was sie eben fände. Schmutzig und schlampig sei sie auch. So ist sie auch hier, wo es ihr nach unserem Maß an nichts mehr fehlt, unzufrieden und wenig gelitten.

Der Älteste Max Kurz, geboren 1897, war 1908, als er den Eltern weggenommen wurde, schon erheblich verwahrlost. Er ging lieber hinter die Schule und blieb einmal 8 Tage ganz von Hause weg, ohne daß man wußte, wo er war. Er wurde zu dem Landwirt B. in M. in Pflege gegeben. Er war verlaust, aber körperlich gesund. Ueber die Entwicklung während der Kindheit und Jugend konnte leider keiner mehr Auskunft geben. Akten wurden in dieser Zeit über ihn nicht geführt oder sind inzwischen vernichtet worden. Es ist nur bekannt, daß er aus seiner Lehre entließ, und dann in

der Fürsorgeanstalt Schelklingen das Schneiderhandwerk erlernte. 1914 legte er dort seine Gesellenprüfung ab. Aus seiner Stammrolle ist zu ersehen, daß er von 1914—1918 am Weltkrieg teilgenommen hat. Er erlitt mehrere Verwundungen: einen Lungenschuß, zwei Schüsse gingen durch beide Oberschenkel, dazu verlor er das linke Gehör und brach durch Verschüttung „die rechte Achsel“. Wo und wie er in der Nachkriegszeit bis 1930 gelebt hat, ist noch dunkel. Er selbst gibt an, meist als Schneider tätig gewesen zu sein. Später habe er auch als Fabrikarbeiter und Straßenteerer sein Brot verdient. Daß er ständig oder auch nur größtenteils gearbeitet hat, ist nicht anzunehmen, da sein späterer Arbeitseifer sehr gering war. Ein Jugendamt schreibt 1937, in Kurz stecke eben Zigeunerblut. Er habe viele Jahre vagiert und sei in halb Europa herumgezogen; das wird wohl diese ungeklärten 10 Jahre betreffen. Von 1930 an ist sein „Wandertrieb“ an Hand der Melderegister verschiedener Großstädte zu verfolgen. Kaum, daß er einmal etwas länger als ein Vierteljahr in einer Wohnung gemeldet ist. Von 1930 an wird er auch mit einigen Unterbrechungen laufend unterstützt.

Max lebte nach 1930 eine Zeitlang bei seiner Mutter im Wohnwagen. Meist waren sie beide ohne Arbeit. Als sie schließlich von der Stadt wegen ihrer rückständigen Miete aus dem Wagen herausgestzt werden sollten, verdiente Max etwas durch Flicken im Altersheim. Bald hatte er aber keine Lust mehr und gab es wieder auf. Die Mutter beklagte sich, daß er ihr keinen Pfennig gäbe, sondern ihr nur noch abends das Brot wegesse. Er flickte dann bei einem Wirt für Kost und Logis. Aber seinem Ruf nach war er ein schlechter Schneider und wurde daher nur gering bezahlt. Seinen Lebensunterhalt verdiente er mehr durch Bettel. 1934 hatte das Wohlfahrtsamt die Kosten für die Behandlung einer frischen Gonorrhoe zu bezahlen. Ein ärztliches Zeugnis aus dem Jahre 1935 bestätigte Kurz's Angaben über seine durch Kriegsverletzung bedingte Erwerbsbeschränkung. „Die Ausübung eines Berufes fällt ihm aber nicht nur wegen der Schwäche der Schulter und des Oberarmes schwer, sondern auch deshalb, weil er sich in eine enorme Abneigung dagegen hineingesteigert hat. Es kommen für ihn körperlich leichte, geistig nicht anstrengende Arbeiten in Betracht, vielleicht teilweise im Freien.“ Nach einem weiteren halben Jahr gab man den Arbeitsversuch mit ihm auf, ließ ihn hausieren und stellte nun die Unterstützung ein. Nachdem ihm 1937 der Wandergewerbeschein seinen Angaben nach wegen politischer Unzuverlässigkeit entzogen wurde, arbeitete er bei ständigem Wechsel und Krankfeiern als Packer und Hoteldiener. Sein jetziger Arbeitgeber will mit ihm zufrieden sein. Er ist dort seit fünf Monaten und hat Zuarbeiten als Diener zu verrichten. Er fügt sich bisher in die Gemeinschaft. Die Polizei hat aber wenig Vertrauen zu seiner Besserung. Er sei bisher jeder geregelten Arbeit aus dem Wege gegangen und habe immer Krankheit vorgeschützt. Mit knapper Not sei er der Einweisung in ein Konzentrationslager entgangen. Er steht noch jetzt unter polizeilicher planmäßiger Ueberwachung. Bestraft wurde er von 1917—1938 12mal, darunter wegen Urkundenfälschung, Bettels, Hehlerei, Unterschlagung, Er-

pressung, 2 Vergehen des Betrugers und 6mal wegen einfachen und schweren Diebstahls.

Seine drei bekanntgewordenen unehelichen Kinder sind:

1. Edith, geb 1927 in Tirol.

Kindsmutter ist Maria V., geb. 1907, Tochter des Fabrikarbeiters Tranquillo V. (ital. Staatsangehöriger) und Katharina S., die jetzt mit einem Trinker verheiratet ist. Die Kindsmutter bekam 1932 ihr zweites uneheliches Kind von einem anderen Mann; zu dessen Mutter ging sie mit dem Säugling und ließ ihn dort mit den Worten: „Da habt's den Fratzen zurück“ und eilte davon. Da sie es nicht abholte, mußte es ins Armenhaus gegeben werden. Herta wuchs in den wenig geordneten Verhältnissen bei den Großeltern auf. Die Mutter, die sich nicht um sie kümmert, ist dem Trunk ergeben und heiratete einen „Karrner“, dessen Nefte heute im Jugendschutzlager Moringen einsitzt. 1934 erlitt Edith eine Gehirnerschütterung. Die Gesamtleistungen der 10jährigen in der Schule waren gut, aber zum Lernen war sie wenig disponiert, war sehr zerstreut. Sie war so lange ungehorsam, bis sie Strenge und Unnachgiebigkeit spürte. Die 11jährige wurde als „Ferienkind aus dem befreiten Osterreich“ ins Altreich zu einer Leiterin der NSV. geschickt. Dort wurde sie mit Liebe aufgenommen und fühlte sich auch sehr wohl. Man war mit ihr zufrieden. Da die Verhältnisse zu Hause ganz ungeeignet für die Erziehung des Mädchens schienen, wurde sie 1940 zu einem Landwirt in eine gute Pflege gegeben. Die 13jährige war folgsam und anständig in der Arbeit, man wollte sie gern behalten — aber die 14jährige ging auf und davon und suchte sich eine andere Stelle. Sie war zuletzt so „männersüchtig“, daß die Pflegemutter sie nur in ihrem Zimmer schlafen lassen konnte. Sie wurde nun in eine sehr strenge Stelle gegeben, aus der sie bald entwich. Dort hatte sie sich schlecht aufgeführt, habe gestohlen und gelogen. Im Februar 1942 wurde die formlose Schutzaufsicht angeordnet. Sie ist jetzt in einer Familie mit fünf Kindern, wo man vorläufig mit ihr zufrieden ist, nur neigt sie zur Leichtfertigkeit, wenn sie fühle, daß man ihr freien Lauf läßt.

2. Helga, geb. 1931 in Württemberg.

Die Mutter Wilma L., geb. 1908, ist, ebenso wie ihr Bruder, verwachsen. Sie arbeitet in der Fabrik. Das Kind wird von der Großmutter im gleichen Haushalt gepflegt. Es gedeiht gut und wird gut versorgt — trotzdem die Wohnung ungepflegt und schmutzig ist. Die Kindsmutter ist häufig krank. Helga fällt von ihrem 6. Lebensjahr an als zart und bleich auf. Sie mußte mehrmals zur Erholung verschickt werden.

3. Ludwig, geb. 1940, in Württemberg.

Er ist das dritte uneheliche Kind nicht nur seines Vaters, sondern auch seiner Mutter. Auch die Väter ihrer ersten Kinder sind „böswillige Schuldner“ und kriminell.

Otto Kurz, geb. 1899, wurde als 9jähriger Knabe in eine Pflegestelle zu Bauern gegeben und hat sich dort „gut angelassen“ und keine Erziehungsschwierigkeiten gemacht — nur hielt er sich immer etwas zurück. In die Schule sei er gern gegangen und habe auch gut gelernt. Der Herr Pfarrer habe ihn sogar zum „Oberministranten“ genommen. Aber eines Tages ging der 13jährige mit der Ministrantenkasse, die er zu verwalten hatte, durch. Er begann dann eine Flaschnerlehre, scheint dort aber nicht gut getan zu haben, da er noch in demselben Jahr in einem Fürsorgeerziehungsheim Aufnahme fand. Dem Antrag seines Vaters auf Entlassung wurde nicht stattgegeben, da der Junge sich nicht einwandfrei führte, und „sein phlegmatisches Wesen keine Gewähr für ein Wohlverhalten außerhalb der Anstalt gab.“

20jährig wurde er wegen einfachen Diebstahls mit sechs Wochen Gefängnis bestraft. Der 23jährige heiratete eine etwas ältere Müllerstochter. Kurz vor der Hochzeit mußte er wegen schweren Diebstahls zu fünf Monaten Gefängnis verurteilt werden. Es wurde ihm aber eine Bewährungsfrist zugestanden und die Strafe 1925 erlassen.

1919 hatte die Frau einen Sohn Martin geboren, der bei der Eheschließung von Kurz als sein Sohn anerkannt wurde. Zwei Jahre nach der Trauung trennten sie sich, und 1926 wurde die Ehe rechtsgültig geschieden. Die Frau hatte nachweisbar mit acht verschiedenen Männern geschlechtsvertrauliche Beziehungen unterhalten. Sie führte sich bei der Verhandlung sehr unbeherrscht auf. Die Frage der Vaterschaft des Martin wurde aufgeworfen, aber nicht geklärt. Heute geben beide an, daß Kurz mit Sicherheit nicht der Vater sei.

Martin hat sich bisher nichts zuschulden kommen lassen. Zur Zeit ist er bei der Wehrmacht. Die Abstammung kann erst später geklärt werden.

1930 wurde Otto Kurz in einer Nervenklinik wegen psychogener Beschwerden aufgenommen. Dort gab er an, daß er nach einer unterbrochenen Lehre sein Brot als Herrschaftsdiener, später als Hilfsarbeiter verdient habe.

Trotz seines geordneten Eindrucks und seiner „über seinen Stand hinausgehenden Intelligenz“ hielt man ihn in der Klinik „für einen recht unsicheren Kantonisten“. Hervorgehoben wurden noch seine weichen, gutmütigen Charakteranlagen. Seine Arbeitsunfähigkeit sei in seiner Psychopathie begründet. Er sei ein ausgesprochener Hypochonder. Seine zweite Braut konnte sich wegen seines „unsteten Lebens“ noch nicht zur Heirat entschließen. Ein Jahr später heirateten sie dann doch. Sein Schwiegervater verunglückte im Rausch. Da die Ehe kinderlos blieb, nahmen sie das älteste Kind seines Bruders aus erster Ehe auf. Nach vier Jahren mußte die Frau wegen progressiver Paralyse in die Nervenklinik überwiesen werden. Otto hatte inzwischen wenig gearbeitet. 1933 wurde er nach einem ärztlichen Zeugnis als Neurastheniker bezeichnet, der körperlich die Arbeit eines Kanalarbeiters leisten könne, aber in kurzer Zeit wieder versagen werde. Die deutschblütige Frau seines Bruders schilderte ihn als sehr eigenartig, unberechenbar, unstet und jähzornig.

Seine drei letzten Arbeitgeber äußern sich nur günstig über ihn. Er arbeitete zuverlässig und geschickt, habe sich den Anordnungen gefügt, sei ein anständiger Arbeitskamerad, verträglich, ehrlich, aufrichtig. Er halte sich zu den geordneten Arbeitern. In der vorletzten Arbeitsstelle war er über fünf Jahre tätig. Er verrichtete dort Zuarbeiten, und man hatte den Eindruck, daß er mehr notgedrungen arbeitete — trotzdem man, wie gesagt, mit seinen Leistungen und seinem Verhalten vollständig zufrieden war. Er verließ diese Stelle auf eigenen Wunsch. Auf seinem letzten Arbeitsplatz ist er seit zwei Jahren. Er arbeitet selbständig als Koch und Lagerführer im Polenlager einer Firma. Man ist hier ebenso mit ihm zufrieden. Jetzt ist er aber mit Lust und Interesse bei der Sache, und bezeichnenderweise wird sein Wesen nun als heiter gekennzeichnet, während er in den fünf Jahren seiner früheren Stelle für einen ersten Menschen gehalten wurde.

Bestraft wurde Otto Kurz nicht mehr. Die Verurteilungen in seiner Jugend unterliegen der beschränkten Auskunft. Er ist neben seinem Bruder Anton der einzige, der zur Zeit für die Unterhaltungskosten der Mutter monatlich 10,— RM. zusteuert.

Anton Kurz, geb. 1901, kam 7jährig zu einer deutschen Familie in Pflege, in der er wie ein eigenes Kind erzogen wurde, und die er heute noch besucht. Eine Pflegeschwester, die Hilfsarbeiterwitwe M. G. berichtet auf unsere spezifizierten Fragen: „Er hat sich nicht von den anderen Dorfkindern unterschieden. Den „Zigeuner“ sah man ihm nicht an. Außer der Familie wußte niemand von seiner Abstammung. Er war ein offenes, verträgliches Kind, gutmütig und hilfsbereit, fügte sich zu Hause und in der Schule und ließ sich gut an Ordnung und Sauberkeit gewöhnen. Er war leicht erziehbar, willig, anschmiegsam und von lebhaftem Temperament. Bei kleinen häuslichen Handreichungen und bei seinen Schularbeiten zeigte er sich selbständig und zuverlässig und gab eine Arbeit auch bei Schwierigkeiten nicht gleich auf. In der Schule lernte er gern und hatte gute Zeugnisse. In den Entwicklungsjahren war er begeisterungsfähig und vorwärtstrebend. Für eine Lehre reichten die Mittel der Familie nicht.“

Nach der Schule arbeitete er eineinhalb Jahre in einer Teerfabrik, dann fast ein Jahr in einer Maschinenfabrik. Damals wohnte er bei seinen Angehörigen. Da es ihm aber dort nicht gefiel, stellte er sich dem freiwilligen Ernteinsatz zur Verfügung und war im ganzen eineinhalb Jahre in der Landwirtschaft tätig. Anschließend meldete er sich 1919 — noch nicht 18jährig — beim Freikorps Haas in München und beteiligte sich mit seiner Truppe an der Niederwerfung der kommunistischen Aufstände im Ruhrgebiet und diente bis 1931 bei der Reichswehr. Er führte sich dort sehr gut. Der Kompaniechef urteilt:

„Er war ein guter, zuverlässiger Soldat, einwandfreier Charakter; lebte stets sehr solide und zurückgezogen. Die Kompanie wünscht ihm ein gutes Fortkommen als Lohn für seine treuen Dienste.“

Einen Monat nach seiner Entlassung vom Militär heiratete er die Tochter eines Sägewerkbesitzers.

Er erzählte, daß die Anstellungsmöglichkeiten für Militäranwärter 1931 sehr beschränkt gewesen seien, und er sich deshalb abfinden ließ. Er kaufte sich einen kleinen Gasthof. In strafrechtlicher Hinsicht wurde auch in dieser Zeit nichts Nachteiliges über ihn bekannt. Die Wirtschaft kam aber bald in schlechten Ruf, da Anton zum finanziellen Auftrieb seines Geschäftes fragwürdige Elemente zur Unterhaltung bei den sonntäglichen Tanzveranstaltungen heranzog, so daß die anständigen Gäste der Wirtschaft fern blieben. Er konnte diese nicht halten und gab sie nach fünf Jahren wieder auf. Bei Nacht verließ er ungesehen mit seiner Familie den Ort.

Da er 17jährig zum Militär gegangen war und nichts anderes gelernt hatte, mußte er nun wieder von vorn anfangen. Ein Jahr war er als Magazin-arbeiter tätig und hat sich dort „als zuverlässige Arbeitskraft erwiesen“. Nach einer kurzen Aushilfsstelle bekam er dann eine feste Anstellung bei einer Ortskrankenkasse in S., die sich wie folgt äußert:

1. Kurz war vom Juli bis November 1938 in der Dienststelle Statistik mit der Zählung ambulanter Versicherungsfälle und der teilweisen Bearbeitung eines Statistikartenabschnitts betraut. Ab November 1938 war Kurz der Leistungsabteilung zugeteilt. In der Hauptsache waren ihm dabei das Auftragen von Meldungen auf die Mitglieder- und Leistungskarten, sowie das aktenmäßige Abschließen der Krankenaktenbogen übertragen.

2. Kurz hat die ihm übertragenen Arbeiten selbständig verrichtet.

3. Ueber seine Tätigkeit haben sich die betreffenden Dienststellen — bzw. Abteilungsvorsteher bei der Beurteilung des Kurz wie folgt geäußert:

am 14. November 1938:

„Hat sich bemüht, sich einzuarbeiten, ist aber noch nicht so schreibgewandt, daß die Leistungen als „gut“ anzusprechen wären. Kameradschaftlich einwandfrei, im Benehmen anständig, war Kurz in der Dienststelle gerne gesehen.“

am 28. November 1938:

„Kurz erledigt die ihm übertragenen Arbeiten gut und rechtzeitig. Er ist willig und fleißig, sein Verhalten nicht zu beanstanden.“

Am 3. April 1939:

„Schließt jetzt auch nebenher Krankenaktenbogen ab, Beurteilung wie oben.“ Als ungenau, flüchtig oder oberflächlich kann Kurz nicht bezeichnet werden. Andererseits aber wird man nicht fehlgehen in der Feststellung, daß seine Begabung nur eine mäßige ist.

4. Kurz hat sich den Anordnungen jederzeit gefügt. Irgendwelche Schwierigkeiten sind nicht aufgetreten und sind mir auch nicht bekannt geworden.

5. Auf Grund der oben in Nr. 3 wiedergegebenen Beurteilungen von 2 Abteilungsleitern kann ich bestätigen, daß Kurz mit Fleiß und mit Interesse seiner Arbeit nachging.

6. Nach der mir heute gegebenen Schilderung eines Abteilungsvorstehers war Kurz ein durchaus anständiger und verträglicher Arbeits-

kamerad. Daß er leicht erregt gewesen wäre oder zu Streitereien geneigt hätte, kann nicht gesagt werden.

Auch ist Kurz bis heute in keiner Weise für unehrlich gehalten worden; er hat immer einen aufrichtigen Eindruck gemacht. Nach meinen Wahrnehmungen und nach meiner Kenntnis der Dinge machte Kurz während seines Dienstverhältnisses in meiner Verwaltung weder den Eindruck eines ausgesprochen heiteren noch den eines ausgesprochen ernsten Menschen. Er hat seinen Dienst willig und fleißig versehen, ohne sich in Charakter oder Temperament irgendwie auffällig gezeigt zu haben.“

Im August 1939 wurde er zum Heeresdienst eingezogen, 1941 zum Feldwebel, November 1941 zum Stabsfeldwebel befördert. Seine Ehefrau stammt aus einer sozial tüchtigen Familie. Sie hat neun lebende Geschwister, die alle ein Handwerk gelernt haben. Fünf ihrer Brüder haben im Winter 41/42 in Rußland gekämpft.

Der Sohn Ludwig besucht zur Zeit die 2. Volksschulklasse. Nach dem Urteil des Lehrers ist er körperlich gewandt, wolle sich durchsetzen, sei ein strebsamer Schüler. Gesamterfolg: ausreichend bis befriedigend.

Josef Kurz, geb. 1903, wurde 1912 zuerst in einer Familie untergebracht. Da ihn die Eltern aber in ihre ungeordneten Verhältnisse zurückholten, gab man ihn nun in die Fürsorgeerziehungsanstalt Schellklingen. Während seines achten und zwölften Lebensjahres führte er sich tadellos und fügte sich ein. Er war brav, willig und gutmütig. In der Schule entsprachen seine Leistungen den Anforderungen. Aber von Anfang an wurde sein düsteres, unkindliches, ängstliches und wenig zugängliches Wesen geschildert. Mit den Jahren wurde er mürrisch, leicht reizbar, gegen seine Kameraden abstoßend und verletzend. Sein verstimmtes Wesen ließ darauf schließen, daß etwas bei ihm innerlich in Unordnung sei. Der 14jährige war noch nicht ganz bettrein!

1917 kam er in eine Schreinerlehre. Er wohnte bei dem Meister, der mit ihm sehr zufrieden war. Er machte gute Fortschritte, und bald hatte sich das Bettnässen ganz behoben. Seine Trinkgelder sparte er. Im letzten Lehrjahr erhielt er sogar eine öffentliche Belobigung. Zuletzt gab es Unstimmigkeiten mit dem Meister, so daß Josef nach seiner Gesellenprüfung nicht mehr dort blieb. Er hatte den Wunsch, seine Mutter aufzusuchen. Nach zwei Monaten mußte er aber wieder im Fürsorgeerziehungsheim aufgenommen werden, da er sich nach einigem Herumtreiben schließlich in einem Obdachlosenheim gemeldet hatte. Trotzdem man sich seiner annahm, zeigte er keine Lust zur Arbeit, sondern lungerte herum. Von hier aus wurde er 1920 zu einem Bauern in Dienst gegeben, den er nach einem Monat verließ, um sich zu seinem Vater zu begeben. Mit diesem überwarf er sich nach acht Tagen. Er arbeitete dann wieder bei Bauern, schrieb dann aber selbst in einem Bittbrief um Kleider, daß er sehr wenig von der Landwirtschaft verstehe, und daß er sehr wenig verdiene. Da keine Klagen mehr kamen, wurde er 1923 aus der Fürsorgeerziehung entlassen.

Vier Jahre später wurde er Vater eines unehelichen Kindes: Josef L., geb. 1927. Das Verhalten gegenüber seiner Vaterpflicht ist kennzeichnend für den ganzen Menschen. Er erscheint gleich am Anfang zusammen mit der Kindsmutter — einer Prostituierten — auf dem Jugendamt, bekennt sich als Vater, will die Kindsmutter heiraten und verpflichtet sich ohne Einwände bis dahin zu einem monatlichen Unterhaltsbeitrag von 30,— RM. Praktisch bezahlte er aber keinen Pfennig. Ein Jahr später erklärte er pathetisch, daß er mit seiner Geliebten nach reiflicher Ueberlegung zu dem Entschluß gekommen sei, das Kind als eigen abzugeben. Die Kindsmutter wurde vom Wohlfahrtsamt wegen schwerer Psychopathie und Debität zur Sterilisation vorgeschlagen. Sie hatte noch zwei weitere uneheliche Kinder von anderen Männern geboren. Der ganze dicke Jugendamts-Akt enthält fast nur unbestellbare Postzustellungsurkunden an den Kindsvater und polizeiliche Mitteilungen über seinen Aufenthalt in Gefängnissen.

Josef L. wuchs bis zu seinem 9. Lebensjahr in einer guten Pflgestelle auf. Allmählich bereitete er aber so viel Erziehungsschwierigkeiten, daß man ihn in eine Fürsorgeerziehungsanstalt einweisen mußte. Dort ließ er sich keine groben Verfehlungen zuschulden kommen, fiel aber durch seine scheinheilige Art auf. Sein Jähzorn und sein Eigensinn störten gelegentlich das Verhältnis zu den Kameraden und Erziehern. In der Schule war er sehr zerstreut, ohne Lerntrieb und Streben. Selbst in der Hilfsschule blieb er einmal sitzen. Nach seiner Schulentlassung mußte er weiter in der Anstalt beschäftigt werden, da sein Einsatz im freien Beruf nicht gewagt werden konnte.

1926 und 1929 trugen die öffentlichen Kassen die Kosten für Josefs Gonorrhoebehandlung im Krankenhaus. Nie hat er in seinem gelernten Beruf gearbeitet. Wenn er einmal etwas tat, dann verrichtete er Gelegenheitsarbeit. Einmal rechnete man ihm nach, daß er in einem ganzen Jahr 52 Tage gearbeitet hatte. Damit steht also Arbeit und Entspannung bei ihm im umgekehrten Verhältnis wie bei tätigen Volksgenossen, die in Friedenszeiten ja 52 Sonntage haben! Er hat sich stets in den berüchtigsten Altstadt-Lokalen herumgetrieben und verkehrte nur in Zuhälter- und Prostituiertenkreisen. Er meinte, ein anständiges Mädchen nehme ihn ja doch nicht. Auf die Prostituierten hatte er, solange er mit ihnen ein Liebesverhältnis unterhielt, einen sehr starken Einfluß, so daß es die Mädchen nicht wagten, gegen ihn auszusagen, und es nur zweimal gelang, ihn der Zuhälterei zu überführen, trotzdem man sich darüber klar war, daß er mindestens 10 Jahre lang seinen Lebensunterhalt vorwiegend als Zuhälter erwarb. Oft war er im Rausch an Schlägereien beteiligt und wurde laufend deswegen polizeilich bestraft. Bei seinen Vernehmungen zeichnete er sich immer durch besonders freches Auftreten aus. Wegen wiederholten Selbstmordversuches im Alkoholrausch wurde er 1935 in eine psychiatrische Abteilung eingewiesen. Dort gab er an, jedes Jahr im Herbst gewöhnlich unter schwermutähnlichen Stimmungen zu leiden. Diagnose: Erregbarer Psychopath. 1936 bis 1937 arbeitete er zwangsweise in einer Arbeitsanstalt, da die Unter-

haltsschuld für sein uneheliches Kind auf die Höhe von 4428,30 RM angewachsen war, und er nur einmal 25,— RM. zahlte.

Von 1921—1938 mußte er 24mal bestraft werden, wegen Arbeitsscheu, Unterschlagung, Diebstahls, Widerstands, Hausfriedensbruchs und Körperverletzung; 1938 das letzte Mal wegen Zuhälterei zu 1 Jahr 8 Monaten Zuchthaus. Anschließend wurde er als asozialer Rohling, gemeinschaftsgefährlicher Zuhälter und Wehrunwürdiger in polizeiliche Vorbeugungshaft genommen.

Ursula Kurz, geb. 1904, wurde von ihrem 7. bis 14. Lebensjahr in einer Familie auf dem Lande wie ein eigenes Kind aufgezogen. Eine Pflegeschwester berichtet auf unsere Fragen: „Sie sei ein leicht erziehbares, normal begabtes, lebhaftes Kind gewesen. Von den anderen Dorfkindern habe sie sich nicht unterschieden, sei aber öfter wegen ihres zigeunerischen Aussehens geneckt worden. Sie sei auch etwas schlampig gewesen.“ Dann kam sie in verschiedene Dienststellen. Nach außen gab sie wenig Anlaß zu Klagen, aber die Dienstherrschaft war mit der 16jährigen nicht zufrieden, sie schein zum Leichtsin zu neigen.

Auch aus den nächsten zwei Dienststellen mußte sie bald wieder herausgenommen werden, weil sie den Anforderungen nicht genügte. Die nächste Stelle verließ sie eigenmächtig ohne Kündigung und fuhr mit einer fremden Frau fort, meldete sich dann krank wegen Gliederschmerzen und war bald arbeitslos. In der Großstadt traf man sie dann in fragwürdigen Cafés. Aus einem Kinderheim, in dem man sie als Dienstmädchen unterbrachte, mußte man sie auch wieder herausnehmen „wegen der Wirkung der Kasernennähe“.

Eineinhalb Jahre später bekam sie dann auch ein uneheliches Kind. Der Kindsvater heiratete sie aber. Def Ehemann G., geb. 1900, ist ein Landwirtssohn. Er scheint ein tüchtiger, strebsamer Mann zu sein. Sowohl die Polizei, wie die NSV. und das Jugendamt sprechen sich lobend über ihn aus. Zuerst wohnte die Familie in einem Wohnwagen der Stadt. Zwei Jahre nahmen sie auch die Mutter Maria Kurz auf und sorgten für sie. Der Ehemann scheint nur zweimal kürzere Zeit arbeitslos gewesen zu sein. Inzwischen hat er sich hochgearbeitet und besitzt seit 1939 ein Siedlungshäuschen. Sein Arbeitgeber stellt ihm ein gutes Zeugnis aus. Ueber die Ehefrau Ursula ist nach außen hin auch jetzt nichts Nachteiliges bekannt. Sie ist nicht bestraft und war bis vor kurzer Zeit berufstätig. Von ihrem Arbeitsdrang scheint man allerdings nicht sehr überzeugt zu sein, da man einmal betont, daß sie von vier Monaten Arbeitszeit ungefähr zwei Monate „krank“ gewesen sei. Auch das Jugendamt wundert sich, daß sie in letzter Zeit oft noch in späten Nachtstunden in der Stadt gesehen wurde. Das sind aber nur Vermutungen. Von anderen Seiten wird sie als ordentlich und fleißig geschildert. Nur von Kindererziehung verstehe sie nichts.

Der Sohn Hans, geb. 1925, ist ein rechtes Sorgenkind. Häufiger Schulschwänzer. Er mußte, 9jährig, in die Hilfsschule übernommen werden, versagte im Rechnen und in den Deutsch-Fächern, überraschte aber in Heimatkunde durch seine Urteilsklarheit und sein Interesse. Für praktische

Arbeiten scheint er nicht ungeschickt, ist aber schlampig. Es fehlt ihm die Stetigkeit, alles bleibt an der Oberfläche. Auf keiner Lehrstelle hält er es aus, brennt immer wieder durch und treibt sich zwecklos umher, bis er von der Polizei aufgegriffen wird. 10 Tage hatte er im Freien genächtigt und vom Betteln und Obst gelebt. (Fahrraddiebstahl und homosexuelle Entgleisung.) Der Landesjugendarzt kommt zu folgender Beurteilung: „Keine kriminelle Persönlichkeit, vielmehr haltlos, weich, stimmungsabhängig und verführbar, dazu erheblich schwachsinnig. Die angeordnete Schutzaufsicht hilft nicht. Er ist wieder dreimal weggelaufen und hat sich herumgetrieben. Der „zigeunerische Wandertrieb“ überwindet scheinbar alle guten Vorsätze und ist auch stärker als Strafen und Ermahnungen. Wenn er auch wenig günstige Voraussetzungen für die Durchführung der Fürsorgeerziehung mitbringt, muß der Versuch doch gemacht werden.“

Eugen Kurz, geb. 1906, wurde 5jährig von älteren Bauersleuten aufgenommen. Er wurde wie ein eigenes Kind gehalten. Die Pflegeeltern hingen sehr an ihm. Er wurde „mehr als genügend gekleidet und genährt“. Bis zu seinem 14. Lebensjahr sprach man sich über seine Führung und sein Betragen nur sehr lobend aus. In der Schule waren seine Kenntnisse gut bis genügend, der Fleiß immer sehr gut. Der 9jährige litt an Blutarmut und Skrofulose. Vielleicht habe ihm auch in den ersten Kinderjahren die richtige Ernährung gefehlt. Nach einem Jahr war die Schwäche überwunden, aber er blieb gesundheitlich zart und empfindlich. Der 14jährige wünschte das Schneiderhandwerk zu erlernen. Der Meister entließ ihn aber nach einem Jahr, da er unbrauchbar sei, nichts begreife, alles vergesse und mehr schade als nütze. Er arbeitete dann wieder im Betrieb seiner Pflegeeltern. Diese erklärten, daß sie dem Jungen später Grund und Boden vermachen wollten, wenn er treu zu ihnen hielte, sich ordentlich führe und gute Arbeit leiste. Bei dem 15jährigen kam ein chronischer Lungenspitzenkatarrh wieder zum Durchbruch, der sich aber nach einem Jahr wesentlich besserte. Der 16jährige entwendete aus einem Laden zwei Tafeln Schokolade. Es schwebte auch ein Verfahren wegen eines Sittlichkeitsverbrechens gegen ihn. Er mußte aber wegen Mangels an Beweisen freigesprochen werden. Der Fürsorger und auch die Pflegeeltern hielten ihn für willensschwach, unselbständig und leicht verführbar.

Er arbeitete, 19jährig, noch im Betrieb seiner Pflegeeltern, wurde noch immer als energielos und interessenlos bezeichnet. 20jährig verdiente er seinen Lohn als Fabrikarbeiter. 1930 wurde er zweimal wegen Bettelns und Uebertretung der Gewerbeordnung bestraft.

1935 mußte der 29jährige wegen Verschwendungssucht entmündigt werden. Aus den Akten ergibt sich, daß die Pflegemutter 1934 starb und Eugen einen Acker vermachte und ihm für sich und seine evtl. Kinder das lebenslängliche, unentgeltliche Wohnungsrecht in ihrem Hause einräumte. Eugen verkaufte nun sehr bald das Feldgrundstück und brachte das Geld in kurzer Zeit verschwenderisch durch. Er veranstaltete Trink- und Zechgelage, verlobte sich und ließ sich von der Familie seiner Braut so ausnutzen, daß

er mit dieser in einem Monat über tausend Mark ausgab. Ueber sein Vermögen hinaus machte er aber nun auch mehrere hundert Mark Schulden, so daß die Gemeinde mit Recht befürchtete, daß er ihr in kurzer Zeit zur Last fallen würde, da er im Begriff war, auch sein Haus zu verkaufen, um das Geld zu verjubeln. Er wird als recht leichtsinnig, arbeitsscheu und dem Alkohol nicht abgeneigt beurteilt. Es stecke eben doch ein großer Prozentsatz Zigeunerblut in seinen Adern, und daher habe er keine große Liebe zu einer geordneten Lebensführung. Die Entmündigung wurde 1936 wieder aufgehoben, da er sich gebessert habe und, so gut er könne, arbeite. Seitdem er 1942 aus der Wehrmacht entlassen ist, verrichtet er leichte Gelegenheitsarbeiten. Dumm sei er nicht, aber sehr nervös. Er beginne immer mit Eifer und scheinbarer Arbeitslust, lasse dann aber sehr bald in seiner Leistung nach, offenbar zweifle er selbst an seiner eigenen Leistungsfähigkeit. Er füge sich überall ein. Nach den Angaben seiner früheren Arbeitgeber, Mitarbeiter und Nachbarn ist er ein anständiger Kamerad, hilfsbereit und verträglich, sei nicht streitsüchtig und gelte als ehrlich bzw. aufrichtig. Er halte sich meist für sich, mit schlechten Personen gebe er sich nicht ab. Er hat 1940 geheiratet. Sein Haushalt wird geordnet geführt. Kinder sind keine vorhanden.

Sofia Kurz, geb 1908, wurde 3jährig zusammen mit ihrer einjährigen Schwester in eine landwirtschaftliche, ordentliche und saubere — wenn auch bescheidene Pflegestelle gebracht. Sie wurde bis zu ihrem 12. Lebensjahr als gutes, braves, gesundes Kind bezeichnet. In der Schule war sie fleißig, Begabung und Betragen waren gut. Als die Pflegemutter starb, blieben die Geschwister bei der Tochter, die die Kinder „sehr lieb“ hatte. 12jährig änderte sich Sofia aber allmählich. „Sie veruntreute einiges, unterschlug Geld, wurde verstockt und frech im Benehmen und in ihren Antworten und log. Schließlich bat die Pflegemutter um Aufnahme in ein Erziehungsheim, da sie mit dem Mädchen nicht mehr fertig wurde. Zwei Jahre blieb sie nun im Heim, führte sich gut, man war mit ihr zufrieden. In ihren beiden ersten Dienststellen wurde ihr bald gekündigt. Als Dienstmädchen in einer Taubstummenanstalt erforderte sie viel Geduld und Nachsicht, da sie sehr flatterhaft und schlampig war. Man versuchte es noch einmal vergeblich in einer Familie. Im Heim gab sie sich wieder Mühe. Aber der Zustand des 17 bis 20jährigen Mädchens blieb derselbe. „Sie kann nicht aus ihrer Haut heraus“. Grobe Verstöße kamen nicht vor. Aber sie fiel immer wieder in ihre alten Fehler zurück: Unbeständigkeit und Flatterhaftigkeit. Man mußte ständig hinter ihr her sein. Sie äußerte den Wunsch — wohl unter Beeinflussung der Schwestern — in ein Kloster einzutreten. Der Orden lehnte die Anfrage aber zum Schluß doch ab, da in der Familie Geisteskrankheiten vorgekommen seien. 1929 wurde die 21jährige bis auf weiteres als Dienstmädchen im Heim belassen. Seit 1938 ist sie in einer Baby-Wäsche-Fabrik beschäftigt. Sie wird von der Betriebsführung als geschickte, zuverlässige Arbeitskraft bezeichnet. Zunächst habe sie nur Zuarbeit verrichtet, werde jetzt aber als selbständige Näherin angelernt. Den Anordnungen füge sie

sich in jeder Hinsicht. Sie sei ein hilfsbereiter, ehrlicher Arbeitskamerad, der zu Klagen bisher keinen Anlaß gab. Bei der Polizei war sie aktenmäßig bisher nicht bekannt. Sie ist unbestraft und machte auf die Beamten einen guten Eindruck.

Luise Kurz, geb. 1910, kam — wie gesagt — schon im zweiten Lebensjahr zusammen mit ihrer etwas älteren Schwester in eine deutsche Familie. Das Kind litt infolge der groben Vernachlässigung und mangelhaften Ernährung durch die Mutter bis zu seinem sechsten Lebensjahr an Rachitis, auch später machte es noch einen leidenden Eindruck. Die 10jährige wurde von der Tuberkulosenfürsorge verschickt. In charakterlicher Hinsicht wurden keinerlei Schwierigkeiten offenbar. Sie war ein freundliches, vergnügtes Kind, „gut geartet“ und anhänglich, aber nicht sehr begabt. Sie war in der ganzen Entwicklung etwas zurückgeblieben. In der ersten Dienststelle war man mit der 14jährigen nicht zufrieden. Sie sei schwer an Ordnung und an der Arbeit zu halten, sei flatterhaft und faul. Die 15jährige mußte in einem Erziehungsheim aufgenommen werden. Sie wurde dort als interesseloses, bequemes, haltloses Mädchen geschildert, das jeder Anstrengung aus dem Wege ging. Wenn auch ihre schwächliche Gesundheit dieses Verhalten mit bedingte, so fehle ihr doch auch einfach der gute Wille. Gegen Ermahnung sei sie empfindlich, werde dann trotzig und vorlaut. Die 17jährige war immer noch schwächlich, in ihrer Arbeit unselbständig. 18jährig hatte sie eine Stellung als Dienstmädchen in einem konfessionellen Heim. Die Schwestern „hatten ihre Not mit ihr“. Aber allmählich wurde sie freimütiger und fröhlicher, hatte Freude an der Arbeit, zeigte sich fleißiger und gefälliger. In diesem Heim arbeitete Emilie fünf Jahre. Die Schwestern sind heute des Lobes voll. Sie sei anständig, geschickt, zuverlässig und selbständig gewesen, fleißig, anständig, verträglich, offen, gutmütig und ehrlich.

Drei Jahre diente sie dann bei einem Dekan und in einer Familie. Seit 1937 ist sie als Hilfsarbeiterin in einer Fabrik tätig und wohnt nun wieder in dem gleichen Heim. Der Betriebsführer hält sie auch für zuverlässig und geschickt, bezeichnet sie sogar als intelligent. Sie habe z. Z. eine selbständige Arbeit in einer Versuchsabteilung. Zwei bis drei Mädchen seien ihr unterstellt. Sie arbeite mit Lust und Interesse, sei ein anständiger Arbeitskamerad, hilfsbereit und verträglich, offen und ehrlich. Bei der Polizei wurde sie bisher aktenmäßig nicht geführt. Sie ist unbestraft. Nachteiliges ist nicht über sie bekannt.

Friedrich Kurz, geb. 1912, blieb am längsten im elterlichen Haushalt. Der Vater hatte das Kind tagsüber in Koststellen untergebracht und holte es abends ab. Der 8jährige war schon in neun verschiedenen Stellen gewesen. Das Jugendamt übte von 1920 an Schutzaufsicht aus und gab ihn dann ganz in eine sehr gute Pflegestelle. Als er 13 Jahre alt war, wollten ihn die Pflegeeltern unter keinen Umständen länger behalten. Er sei ungezogen und unehrlich. Er habe sich jetzt zur leibhaftigen Zigeunernatur ent-

wickelt, habe sein vollgerütteltes Maß Verdruß bereitet und müsse nun in eine Anstalt. Dort ließ sich der 14jährige zwar nichts Bemerkenswertes zuschulden kommen, er war gutmütig und anständig gegen seine Kameraden, willig und folgsam gegen seine Vorgesetzten, aber faul und bequem, lahm und energielos. Der 16jährige war kameradschaftlich und schmiegsam den Zöglingen gegenüber, im übrigen freundlich und zufrieden. Man fürchtete aber, daß ihm seine Gutmütigkeit noch zum Verhängnis werden könne. Seine Arbeitsleistungen waren recht bescheiden. Trotzdem glaubte man, daß er bei verständnisvoller Behandlung und mäßig strenger Anleitung das Bäckerhandwerk erlernen könne. Nach einem Jahr gab es der Meister aber mit ihm auf. Er führe sich nicht gut, habe kein Interesse an dem selbstgewählten Handwerk, sei gleichgültig, passe nicht auf, sei unsauber und schmutzig. Alles Zureden habe keinen Wert. Spielen, Herumstehen, mit den Mädchen schwatzen, gefalle dem 17jährigen besser als die Arbeit. Durch seine große Nachlässigkeit habe er oft empfindlichen Schaden und Unannehmlichkeiten verursacht. Im Heim war er dann wieder der „fügsame und schweigsame Zögling, der einen um den anderen mit seinem frommen Lächeln beglückte“. Er war dort Hausbursche. Die Arbeitszeit diene ihm dabei als Erholung. Er habe herausgefunden, welches die angenehmsten Pöstchen seien, und wie man diese am besten bekommen könne. Er wolle wenig anstrengende Arbeit und recht viel freie Zeit. Für das Leben sei der 18jährige noch unbrauchbar, sei sehr eitel und von sich eingenommen, steige den berüchtigsten Mädchen nach. Noch der 20jährige war jedem ernsthaften und mühevollen Streben abhold. Er stecke sich wohl Ziele, die aber alle in den Wolken seien. Er sei voll freundlicher Geschwätzigkeit, gefällig, bereite erzieherisch keine Schwierigkeiten, wenn man auf Erfolg, Fleiß und Energie verzichten wolle. Er liebe das Unterhaltsame.

1933 wurde er in ein Arbeitslager entlassen. Bis 1935 wurde er häufig unterstützt. Er arbeitete an verschiedenen Stellen kurze Zeit. Pflichtarbeit im Altersheim verweigerte er. Zwei Monate später war er verheiratet. Sein Kind Renate nahm der Bruder Otto auf, als die Frau 1936 verstarb. Seine jetzige sehr nervöse und abgehärmte Ehefrau scheint wenig glücklich mit ihm zu sein. Sie wurde 1904 in der Schweiz geboren, als Tochter eines Zugführers. 1937 heiratete sie Friedrich Kurz. Sie gibt an, daß er wohl nicht ganz recht im Kopf sei. Stiere oft vor sich hin, laufe nachts umher, habe keinen Hang zu nützlicher Arbeit, äußere Eifersuchtsideen und bedrohe sie mit Totschlag. Trinker sei er nicht und liefere ihr auch stets seinen ganzen Wochenlohn ab. In seinen drei letzten Arbeitsstellen hat er Zuarbeiten verrichtet. Er arbeite geschickt und zuverlässig, mit Lust und Interesse. In der einen Stelle war er sieben Monate, in der zweiten ein Jahr. Dort hörte er auf, als er zur Wehrmacht eingezogen wurde. Seit seiner Entlassung ist er zwei Monate in einer Fabrik. Mit diesem Arbeitseinsatz war er nicht einverstanden. Er arbeitete oberflächlich und mehr notgedrungen, war leicht erregbar, zeigte ein verstocktes Wesen, während er in den zwei vorhergehenden Stellen als ruhig, verträglich, hilfsbereit, ehrlich und auf-

richtig beurteilt wurde. Gefügig sei er immer gewesen und habe sich auch stets zu den geordneten Leuten im Betrieb gehalten.

Aus dieser Ehe sind bisher zwei Kinder entsprossen: Lothar ist fünf und Edith drei Jahre alt.

*

Die dritte Tochter des alten Zigeuners Johann Karl Reinhardt, Katharina, bekam 1900 in einer Hebammenschule ihr erstes uneheliches Kind:

Otto Reinhardt.

Dieser wurde 6 Wochen nach seiner Geburt von der Mutter in Pflege zu einem verheirateten Landwirt gegeben. Eine Ziehschwester des Otto berichtet, daß ihre Eltern schließlich darum bitten mußten, den 10jährigen Jungen in ein Heim zu nehmen, da er alles stahl, was er erwischen konnte — zu Hause und bei Fremden. Die Pflegeeltern bekamen keinerlei Entschädigung für das Kind und konnten schließlich nicht mehr für die entstandenen Schäden aufkommen.

Die Kindsmutter hatte ihnen zwar versprochen, sie zu unterstützen. Sie erhielten aber nichts, weder von der Mutter, noch von dem verheirateten Kindsvater, der bereits sechs eheliche Kinder erzeugt hatte und danach noch fünf weitere von seiner Ehefrau bekam. Sämtliche deutschblütige Kinder sind rechtschaffen und leben heute in geordneten Verhältnissen.

Otto wird in den Polizeiakten als Dienstknecht und Zigeuner bezeichnet. Er verbüßte von 1914—1927 neun Strafen wegen einfachen und schweren Diebstahls, Unterschlagungen und Betrugs. 1924 wurde er Vater eines unehelichen Kindes:

Sofia H., das bei der Familie der Mutter auf einem Bauernhof aufwächst und (nach Aussagen des Bürgermeisters) sich — mit Ausnahme der braunen Hautfarbe — im Charakter, sozialem Verhalten und der Berufstüchtigkeit nicht wesentlich von den ortsansässigen Mädchen unterscheidet.

Der Kindsvater hat sich nie mehr um das Mädchen gekümmert, auch nie etwas gezahlt. 1929 heiratete Otto eine deutschblütige Tagelöhnerstochter und zeugte bisher mit ihr fünf Kinder. Seit der Verheiratung ist er in einem kleinen abgelegenen Dorf seßhaft und arbeitet als Bauernknecht. Bestraft wurde er zwar seit seiner Verehelichung nicht mehr. Der Abteilungsführer eines Forstschutzkommandos urteilt über seinen Kriegseinsatz aber wie folgt:

„Der Forstschütze Reinhardt wurde als unangenehmer Kamerad vom 1. Juni 1940 bis 23. Juli 1942 siebenmal zu einer anderen FSK.-Einheit versetzt. Er stand ständig im Verdacht des Kameradendiebstahls, wenn ihm auch ein solcher nie nachgewiesen werden konnte. Ebenso betrieb er stets irgendeinen Privathandel mit Kameraden der Wehrmacht oder Einwohnern. Auch hier stand er immer im Verdacht des verbotenen Handelns mit Wehrmacheigentum, ohne je überführt werden zu können. Seinem Zugführer gegenüber ist er nie auffällig geworden, er hat alle Befehle sofort ausgeführt. Als ihm aber eine selbständige Gefangenenwache übertragen wurde, versagte er bald und ließ vier Gefangene laufen. Lob konnte ihm nie gezollt werden. Bei dem sehr weit verteilten Einsatz der FSK.-Einheit

war eine genügend scharfe Ueberwachung des R. nicht möglich. Er wurde nicht nur wegen Dienstvernachlässigung im Einzelfall (Laufenlassen von Kriegsgefangenen), sondern wegen allgemeiner Unzuverlässigkeit in Eigentumsachen entlassen.“

Ueber seine vier schulpflichtigen Kinder berichtet der Lehrer:

Emma, geb. 1928, zeigt einen echten Zigeunertyp. Sie läßt sich gehen und ist arbeitsscheu, lügenhaft und verschlagen, sogar frech, hat sich auch schon Diebstähle zuschulden kommen lassen.

Sofia, geb. 1928, scheint ruhiger zu sein, sie hat ein angenehmeres Wesen und ist aufrichtiger.

Joachim, geb. 1932, hat sich als echter Zigeuner entpuppt, ist lügenhaft und hat schon mehrere Einbruchsdiebstähle hinter sich. In der Schule ist er fleißig und arbeitet im Unterricht recht gut mit.

Auguste, geb. 1935, ist im 1. Schuljahr. Sie ist fleißig, aber auch lügenhaft.

Katharina Reinhardt, die Großmutter der eben genannten Kinder, war nach 1900 drei bis vier Jahre bei verschiedenen Bauern in einem Ort im Dienst. Sie soll sehr fleißig und auch ehrlich gewesen sein. Nachteiliges wurde nicht über sie bekannt. Später arbeitete sie bei Bauern im gleichen Kreis. Solange ihr Kind in der Pflegestelle war, besuchte sie es öfter. Als es 1910 in das Heim gegeben wurde, ließ sie sich nicht mehr sehen. Keiner hat dort mehr etwas von ihr gehört.

1911 gebar sie ihr zweites uneheliches Kind **Barbara Reinhardt**.

Als Vater gab sie einen Musiker an, der als Hausbursche und vorher bei den Roten Radlern gearbeitet hatte. Die Vaterschaft konnte er nie anerkennen, da sein Aufenthalt unbekannt blieb. Das Kind war zuerst in einer Pflegestelle.

Als die Mutter 1914 den neunmal vorbestraften Transportarbeiter Paul Finger, geb. 1887, heiratete, nahm sie es zu sich. Bald empörten sich aber die Nachbarn über die schlechte Behandlung des Kindes. Es war völlig verwahrlost, schmutzig und mangelhaft bekleidet, ungenügend ernährt und schwach. Die Mutter schlug es oft und trat es mit Füßen. Da das Jugendamt dazu noch wußte, daß sie der heimlichen Gewerbsunzucht nachging, wurde ihr das Sorgerecht für das Kind entzogen, das von da an in einem Heim aufwuchs. Dieses hatte uns die Barbara vor einigen Jahren (1937) als einen guten Erziehungserfolg gemeldet. Sie sei seit einigen Jahren als Mädchen tätig. Man sei mit ihr sehr zufrieden, da sie ehrlich, arbeitsam und treu arbeite. Nur das Sparen gehe ihr ab. Sie habe viel Freude an leichten und möglichst farbigen Kleidern und brauche hierzu viel Geld. (Ihr Strafregister vom Mai 1942 zeigte aber einen Diebstahl im Jahre 1940 an, so daß wir nun doch genauere Auskünfte von den verschiedenen Arbeitgebern einholten.) Während sie in der ersten Stelle, wo sie vier Jahre diente, ganz in der Bauernfamilie lebte und sich gut hielt, war der Arbeitgeber in der zweiten Stelle nicht mehr ganz mit ihr zufrieden. Sie war anstellig, aber von langsamer Auffassung, normal begabt und

schlau. Ohne Aufsicht zeigte sie sich unzuverlässig und unselbständig. Sie arbeitete nur notgedrungen, ohne eigenen Antrieb. In die Ordnung fügte sie sich und gehorchte dem Arbeitgeber. Bei ihren Kameradinnen war sie mehr geduldet als beliebt. Sie war verträglich und gutmütig aber leicht erregt und unehrlich. Sie wechselte dann ständig ihre Stellen und war bei dem letzten Arbeitgeber nur noch 14 Tage. Ein Hotelbesitzer schreibt über ihre vierteljährige Arbeit:

„Sie war bei mir als Haus- und Küchenmädchen beschäftigt. Ihr Austritt mußte erfolgen, weil sie wiederholt Gästen Wertgegenstände und sonstige Sachen weggenommen hat. Bei einer Durchsuchung ihres Gepäcks hatten sich etwa 50 Paar Strümpfe, die sie weiblichen Gästen weggenommen hatte, vorgefunden. Daraufhin wurde sie seinerzeit von mir entlassen. In ihrer Arbeit war sie sehr mangelhaft und schludrig, auch ihr Arbeitsverhältnis mit den übrigen Gefolgschaftsmitgliedern war kein besonders gutes. Ich war seinerzeit froh, sie los zu sein.“

Von einer Anzeige nahm er damals nur wegen Arbeitsüberlastung Abstand.

Katharina Reinhardt erzeugte mit dem Ehemann Finger noch drei Kinder. Sie sorgte nun ebensowenig wie ihre Schwester Maria für ihre Familie. Sie ging auf den Lumpenhandel und ließ ihre Kinder verschmutzen und verwahrlosen. Diese fehlten oft unentschuldig in der Schule. Wenn sie zum Unterricht kamen, verbreiteten sie einen ekelhaften Geruch. Das wurde schließlich sogar dem übelbeumundeten Ehemann zu viel. Er ließ sich scheiden und soff nun mit einer anderen Frau in den Wirtschaften. Katharina aber zog in einen Wohnwagen und lebte wieder mit Zigeunern zusammen. Ihre Kinder nahm man ihr bald weg und erzog sie auf Staatskosten. Als sie starb, hinterließ sie ihr „bißchen Gerümpel“ den Zigeunern.

Der 14jährige Sohn Paul Finger war vorübergehend bei seiner Mutter im Wohnwagen. Sein Schlossermeister kündigte ihm bald, da er wenig Arbeitsfreude zeigte. Sein Handelsschulzeugnis bescheinigt ihm durchschnittliche Leistungen. Wenn er überhaupt arbeitete, verrichtete er Hilfsarbeiten. 18jährig wurde er wegen Diebstahls angezeigt. In seiner letzten Arbeitsstelle war man nun mit ihm zufrieden. Für selbständige Aufgaben konnte er nicht verwandt werden. Bei Zuarbeiten zeigte er sich aber geschickt und zuverlässig. Sein Benehmen gab zu keinen Klagen Anlaß. Er fügte sich in die Betriebsordnung. Seinen Arbeitskameraden gegenüber verhielt er sich anständig und hilfsbereit. Er hielt sich zu den ordentlichen Leuten.

Er hatte inzwischen geheiratet und ist vor einem halben Jahr im Osten gefallen. Ein dreijähriges Mädchen trägt sein Erbgut weiter.

Seine Zwillingsgeschwestern Katharina und Martha Finger, geb. 1914, waren nach der Entlassung aus dem Heim, wo man sich ihrer nur noch als zwei sehr wilder Mädchen erinnert, einige Jahre beim Vater. Da dieser sie oft grob schlug und mißhandelte, beschwerten sie sich beim Jugendamt. Als sie nun wieder in eine Anstalt sollten, wehrten sie sich

gemeinsam mit dem Vater mit Erfolg dagegen. Als sie dann älter waren und verdienten, ließ er ihnen alle Freiheiten. Wenn er mit seiner Konkubine bis spät in die Nacht ausging, ließ er den Mädchen die Hausschlüssel, „damit die Burschen ungestört ein- und ausgehen konnten“. Die Nachbarn waren empört über das Treiben der Mädchen und fürchteten den verderblichen Einfluß auf ihre Kinder. Im Jahre 1932 begnügte man sich behördlicherseits aber mit einer Verwarnung. Seither haben nun beide je vier uneheliche Kinder in die Welt gesetzt.

Der Martha wurde gelegentlich der Vaterschaftsuntersuchung bei den ersten zwei Kindern Mehrverkehr nachgewiesen. Die beiden letzten erzeugte ein Schneider, der sie angeblich heiraten wollte. Sie starb aber 27jährig.

Katharina macht heute den denkbar schlechtesten Eindruck. Sie haust mit zwei unehelichen Kindern in einer elenden Dachkammer in einem übelbeleumdeten Altstadtviertel. Alles starrt vor Schmutz. Die Betten sind nicht einmal bezogen. Die Wirtin wollte ihr ein besseres Zimmer geben, das lehnte sie aber ab. Trotz der Verkommenheit der Wohnverhältnisse hält sie auf gute Dauerwellen und lackierte Fingernägel und pflegt auch erstaunlicherweise ihre Kinder einigermaßen. Die jetzt 28jährige hat noch immer hübsche Gesichtszüge und soll als exotisch wirkende Frau auf Männer eine starke Anziehung ausüben. Seit ihrem 17. Lebensjahr hat sie anscheinend nicht mehr gearbeitet. Sie lernte damals ihren Bräutigam im Schwimmbad kennen. Dieser junge Mann stammt aus einer bürgerlich geordneten Familie. Aber weder die Tränen seiner Mutter, noch die Verkommenheit seiner Braut bringen ihn aus ihrem Bann. Er habe aus Verzweiflung schon angefangen zu trinken. Vier Kinder hat er unehelich mit ihr gezeugt, da das Gesundheitsamt die Ehegenehmigung verweigerte. Das älteste Kind wird von seinen Eltern erzogen, das drittälteste ist noch in einem Heim. Die beiden anderen holte die Mutter schnell aus der Anstalt, als das Arbeitsamt sie fassen wollte. Auf die sachliche Frage nach ihren Zukunftsplänen bei ihrem jetzigen Lebenswandel, brachte sie wiederholt in herausforderndem Ton vor: „Wir sollen ja Kinder kriegen, dann laß' die auch für uns sorgen.“

*

Ueber das Lebensschicksal der Viertältesten, Viktoria Reinhardt, konnte nichts in Erfahrung gebracht werden. Sie ist „verschollen“. Auch die Geschwister haben nie mehr von ihr gehört.

*

Der einzige Sohn, Karl Reinhardt, wohnt und arbeitet seit 35 Jahren ununterbrochen in einer oberrheinischen Großstadt. Aeußerlich ist der „Zigeunertyp“ unverkennbar. Er ist klein, untersetzt, hat krause, fast schwarze Haare, braune Augen und eine dunkle Hautfarbe. Wesensmäßig macht er einen ruhigen, geordneten, sehr gutmütigen Eindruck. Er lebt in einem Siedlungshäuschen, das bei unerwartetem Besuch sauber und aufgeräumt angetroffen wurde. Besondere Freude macht ihm sein kleiner Garten, den er mit Sorgfalt pflegt. Er erzählt, daß er nach der Entlassung

aus dem Waisenhaus mehrere Jahre bei Bauern gearbeitet habe. So sehr sagte ihm diese Arbeit nicht zu. Von 1904—1907 diente er beim Militär. Angeblich gefiel es ihm gut dort. Am liebsten wäre er dabei geblieben. Nach seiner Entlassung arbeitete er in einer städtischen Gepäckablage, später als Rangierer. Da er dort zu wenig verdiente und heiraten wollte, ging er in eine große Fabrik, wo er zwei Jahre als Kranenführer und Bohrer angestellt war. Als 1913 „die Zeiten schlechter wurden“, sollte er entlassen werden. So suchte er sich eine andere Stelle. Seit 19 Jahren arbeitet er nun im Tiefbauamt der Stadtverwaltung. Von dem Betriebsleiter wird er als fleißiger und ordentlicher Mensch bezeichnet, der immer auf seinem Posten sei. Schwänzen und Drücken seien ihm gänzlich unbekannt. Karl ist nicht bestraft, weder beim Gesundheitsamt noch bei der Polizei bisher auffällig geworden. Er ist jetzt das zweite Mal mit einer fleißigen und strebsamen Deutschblütigen verheiratet. Seine erste Frau starb im Kindbett. Zwei Töchter aus erster Ehe sind ebenfalls mit unbescholtenen Deutschblütigen verheiratet und haben bereits mehrere Kinder. Die Töchter machen keinen so guten Eindruck wie der Vater, müssen aber noch als sozial angepaßt beurteilt werden. Die eine arbeitet seit sieben Jahren bei der gleichen Fabrik, die andere seit drei Jahren. Auf den Arbeitsstellen ist man mit ihnen zufrieden.

*

Die jüngste, Friederike Reinhardt, gebar 1905 in einer Frauenklinik ihr erstes uneheliches Kind, das sie mit einem Minderjährigen erzeugt hatte, und das nach einem Jahr wieder starb.

Von 1908 bis 1915 war sie in einer Großstadt polizeilich gemeldet und als Dienstmagd und Kellnerin tätig. Zweimal wurde sie wegen Diebstahls bestraft. 1912 gebar sie ihr zweites uneheliches Kind, Eugen. Der Vater dieses Kindes war ein lediger Schuhmacher, der seit 1918 wegen eines Rückenmarksleidens nicht mehr erwerbsfähig war und 1923 starb.

Eugen Reinhardt wurde in einem Kinderheim aufgezogen. Der 13jährige wurde als sehr schwach begabt beurteilt, als arbeitsscheu, willensschwach und flatterhaft. Er war groß und kräftig, sah aber auf einem Auge fast nichts. Da für den 18jährigen noch keine passende Dienststelle gefunden werden konnte, lernte er das Korbmachen in der Anstalt. Dabei machte er ganz gute Fortschritte. Er sei aber eine echte Zigeunernatur, habe wenig Trieb und Neigung zur Weiterbildung, bestand aber schließlich doch „durch energischen Antrieb“ die Gesellenprüfung mit befriedigendem Erfolg. „Da er aber wohl nie ganz selbständig werden konnte“, blieb er auch nach der Volljährigkeit in der Anstalt und verdiente täglich 40 Rpf. 1927 starb er nach einer Blinddarmoperation.

1913 wurde das dritte uneheliche Kind der Friederike geboren: Christian Reinhardt. Der Vater konnte diesmal nicht mehr festgestellt werden, da der Mutter einwandfrei Mehrverkehr nachgewiesen wurde.

Christian kam in dasselbe Heim wie sein Bruder. Dem 13jährigen fehlte es nicht an der geistigen Begabung, aber gegen seinen Hang zur

Unordnung kämpfte man vergebens. Er war ungeschickt, träge, unfolgsam und sehr willensschwach. Für die Landwirtschaft taugte er nicht. Aus seiner Hafnerlehre wurde er aber auch nach 2 Monaten als ungeeignet entlassen. In dem Fürsorgeerziehungsheim für Schulentlassene schwand sehr bald der anfängliche gute Eindruck. Er war frech und geschwätzig, aus Faulheit, Gleichgültigkeit und Trotz nicht einmal stubenrein! Für ein Handwerk hatte er nicht die erforderliche Tauglichkeit. In der Schuhmacherlehre konnte er daher nicht bleiben, sondern wurde in den Strohmattenwerkstätten beschäftigt. 1929 gab man den 16jährigen dann doch zu einem Bauern in Dienst. Es war der Bürgermeister des Ortes, der sich des Jungen besonders annahm. Seine Bemühungen seien aber vergeblich gewesen. Lust und Geschick zur Arbeit hatte er nicht. Er arbeitete und fügte sich nur, wenn man daneben stand. Im allgemeinen sei er verträglich und gutmütig gewesen, verdarb aber alles durch seinen Jähzorn. Seit 1935 ist er aber beim Militär und führt sich dort gut. Er wird als Reit- und Fahrlehrer verwendet, interessiert sich besonders für Pferde und Hunde, ist sehr musikliebend. Seit November 1941 ist er mit einer deutschblütigen Büglerin glücklich verheiratet. Diese ist ein uneheliches Kind eines Schlossers und einer Maurerstochter und wuchs in einer Pflegestelle auf. Sie ist unbestraft und unbescholten. 1935 wurde über Friederike, der Mutter des Eugen und des Christian, der „Arbeitszwang“ verhängt. Sie hatte sich inzwischen mit einem wegen Diebstahls und Betrugs vorbestraften Mann verheiratet. Aus dieser Ehe stammt eine Tochter, Margot, die bei den Großeltern väterlicherseits in der Schweiz blieb, als die Mutter dort 1918 starb. Alle Nachforschungen nach ihrem weiteren Ergehen von seiten ihres Bruders Christian blieben erfolglos. Auch wir haben nichts mehr über sie in Erfahrung bringen können.

Lebenslauf.

Am 23. August 1909 wurde ich als Tochter des Reichsbahnbeamten Karl Justin und seiner Ehefrau Margarethe geb. E binger in Dresden geboren. Nach der Vorschule besuchte ich die Städtische Höhere Mädchenschule in Dresden-Neustadt bis zur mittleren Reife. Das Abitur bestand ich 1933 an dem Luisenstift in Dresden-Kötschenbroda. Nach mehrjährigem praktischen Dienst in der Krankenpflege erhielt ich 1934 die staatliche Anerkennung als Krankenschwester.

Da meine besonderen Interessen auf dem Gebiet der Psychologie und der Rassenhygiene lagen, arbeitete ich zwei Jahre als Praktikantin in dem erbbiologischen Laboratorium der Universitäts-Nervenlinik in Tübingen. Anschließend wurde ich in den Dienst der Rassenhygienischen und Kriminalbiologischen Forschungsstelle des Reichsgesundheitsamtes übernommen.

1937 wurde ich in der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin immatrikuliert und studierte dort acht Semester Anthropologie, Erbpsychologie, Rassenhygiene, Kriminalbiologie und Völkerkunde. Ich hörte Vorlesungen der Professoren Abel, Fischer (Eugen), Gottschaldt, Günther, Hertwig (Günther), Hertwig (Paula), Lenz, Mühlmann, Reinerth, Reiter, Ritter, Rupp, Schultz (Bruno Kurt), Spranger, Thurnwald, Wuth.

Allen meinen Lehrern bin ich zu aufrichtigem Dank verpflichtet. Ganz besonders gilt mein Dank Herrn Professor E. Fischer.

Eva Justin.

